

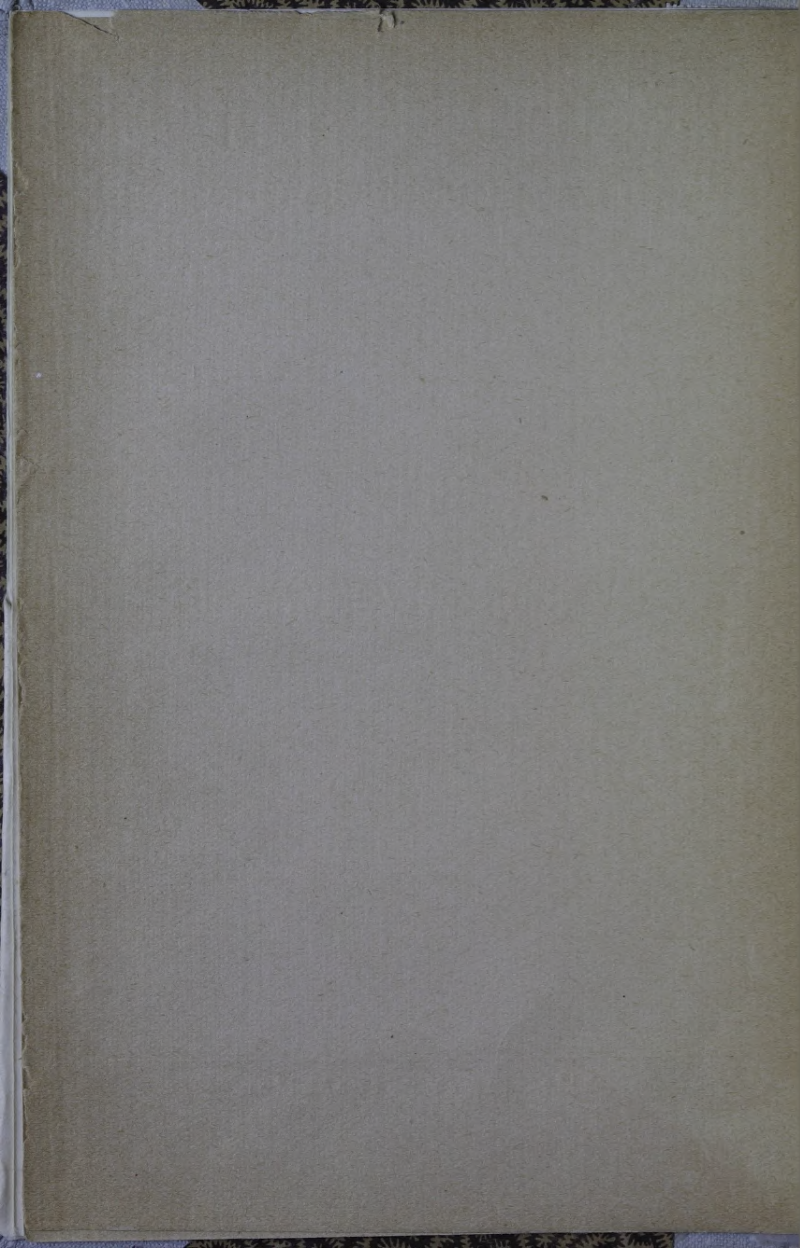
Kurland

in der Vergangenheit und Gegenwart

Band 2

Aus dem eroberten Kurland

Alle Rechte vorbehalten



I B. B
9(L)

Aus dem
eroberten Rurland

Amschlagzeichnung
von E. W. Muder

Vierte Auflage

Verlag von Friß Würß, Berlin-Steglitz



ПРОВЕРЕНО
1949 г.

L. V. B.

№ 04 In. 20584

✓ 60
56
✓

Inhaltsangabe

28

	Seite
Kurland in deutscher Hand. Von Dr. A. Sommerich	5
Das Gottesländchen. Von Dr. Paul Michaelis	12
Bevölkerungsstatistik für Kurland	24
Kastrelli. Anekdote aus Mitau. Von Herbert Eulenberg	28
Aus dem eroberten Kurland. Eindrücke und Erlebnisse. Von M. von Blaesé-Hoerner.	31
Das Denkmal der Herzogin Dorothea von Kurland. Von Pro- fessor DDr. Otto Clemen.	46
Mitau. Ein deutsches Städtebild aus Kurland. Von Max Büttner	52
Die Nase des Herzogs. Anekdote aus Mitau. Von Herbert Eulen- berg	57
Alt-kurländischer Christnachtsaberglaube. Von Professor DDr. Otto Clemen	61
Gäste in Mitau. Von Maximilian Müller-Zabusch	64
Deutsches Werden in Libau. Von Hanns Dohrmann	72
Talsen	78
Die Bauskenburg und Burkhard Waldis	81



Kurland in deutscher Hand

Von Dr. A. Sommerich

Unter den besetzten Gebieten im Bereich von Ob.-Ost verdient unser natürliches Interesse besonders Kurland. Dafür sorgt schon seine Geschichte, die, mit der Besiedelung und Erschließung durch deutsche Kolonisatoren am Ende des 12. Jahrhunderts beginnend, lange Zeiten recht lebendige Fäden zum deutschen Vaterlande gesponnen hat. Ein Teil des Besitzes, den der Schwertbrüderorden sich seit dem Jahre 1237 gesichert hatte, lebte das Land von 1561 bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts als Herzogtum unter polnischer Oberhoheit weiter und sah manche deutsche Fürstentochter auf seinem Throne. So ist es begreiflich, daß uns deutsche Kultur im Lande auf Schritt und Tritt noch heute begegnet, die sich durch mancherlei Stürme in die Gegenwart glücklich hinübergerettet hat.

Es wird freilich niemand erwarten dürfen, dieses alte deutsche Siedlungsland durch und durch deutsch zu finden. Es hat dem Deutschtum dort von vornherein die breite Unterschicht gefehlt, der Bauernstand, der sich im Mittelalter der Verpflanzung in die Ferne abhold zeigte. So ist auch heute noch in Kurland nur eine Oberschicht deutsch nach Ursprung und Charakter. Das etwa 27000 Quadratkilometer große Land zählte vor dem Kriege unter rund 700000 Einwohnern 50000 Deutsche, die sog. Balten.

Dennoch hat diese verhältnismäßig dünne Schicht dank ihrer beherrschenden Stellung dem Lande auch in weiterem Sinne ein uns Deutsche heimisch anmutendes Gepräge zu geben verstanden. Das geht so weit, daß die Balten wohl sagen, sie hätten im Laufe der Jahrhunderte auch das einheimische Volk der Letten zu deutschem Handeln und Denken erzogen,

sie hätten es deutsch gemacht bis auf die Sprache. Das mag etwas optimistisch ausgedrückt sein, zumal das Deutschtum selbst gegenüber den Russifizierungsbestrebungen oft genug einen sehr schweren Stand gehabt hat; sicher ist, daß die Letten eine eigene Kultur nie besessen haben. Sie waren darum aber nicht nur den deutschen, sondern naturgemäß auch den russischen Einflüssen in besonderem Maße zugänglich. Von einer Rückwirkung des Lettentums auf die unter ihnen lebenden Deutschen kann jedenfalls trotz der langen Zeit kaum die Rede sein, wenn man davon absieht, daß das Deutsche, das der Balte spricht, einen uns ausländisch und fremd klingenden Akzent, eine Härte in der Aussprache hat, die manche auf lettische und litauische Einwirkung zurückführen.

Diese kleine Außerlichkeit wird dadurch mehr als aufgewogen, daß uns auch das Land selbst einen dem deutschen Charakter verwandten Eindruck macht. Es ist ein von der Natur zum Ackerbau prädestinierter Boden, der in seinen Grundzügen das Bild der benachbarten ostpreussischen Gebiete trägt. Fruchtbare Äcker teilen sich zu gleichen Maßen mit Wäldern und Weiden, die eine reiche Viehzucht begünstigen. Auch die Besitzverhältnisse darf man insofern verwandte nennen, als der Großgrundbesitz besonders stark hervortritt. Neben 28000 Bauerngütern gibt es 500 große Güter von zum Teil unglaublicher Ausdehnung. Vor allem aber geben sich einzelne Städte überwiegend, um nicht zu sagen durchaus, deutsch. Das gilt z. B. von Libau, als Handelsstadt ebenso bekannt wie als Kriegshafen, Festung und Ostseebad. Hier ist übrigens auch die ziemlich einzige Stätte Kurlands, an der die Industrie in nennenswertem Umfang heimisch geworden ist. Die Stadt soll vor dem Kriege über 50 Fabriken gehabt haben. Als Handelshafen hat sie sicherlich auch für die Zukunft ihre hohe Bedeutung. Man muß es den Russen lassen, daß sie diesen Hafen in seinen Dimensionen recht großzügig angelegt haben. Ob

freilich das Hauptausfuhrprodukt, das Holz, nach dem Kriege in gleichem Maße wie vorher wird zum Versand kommen können, ist eine offene Frage. Immerhin zeigt der Hafen mit seinen großen Speichern und zahlreichen Schiffen selbst heute im Kriege, dank der deutschen Kühnigkeit, ein so lebendiges Bild eifriger Betriebsamkeit, daß man überzeugt sein muß, der Friede werde nur noch stärkere Unternehmungslust auslösen können. Die Libauer Bevölkerung muß heute schon den Deutschen Dank wissen, daß sie dafür den Boden geschaffen haben durch Neu belebung der vorhandenen Maschinenfabriken, Ziegeleien, Mühlen usw. usw., durch die ihrem wirtschaftlichen Leben, ihrer Verdienstmöglichkeit ein kräftiger Anstoß gegeben ist.

Deutscher noch als Libau gibt sich ohne Frage das an den Ufern der Drixe und Na gelegene Mitau, die eigentliche Haupt- und Behördenstadt Kurlands. Nicht nur der heute im Straßenbild vorherrschende deutsche Krieger — Mitau liegt wenige Kilometer hinter der eigentlichen Kampffront — läßt uns hier die Empfindung aufkommen, wir wären in einer deutschen Provinzialstadt. Nein, hier redet an allen Ecken und Enden die deutsche Vergangenheit laut zu uns. Sehen wir ganz von dem Herzogsschlosse ab, das auf der Stelle des alten Ritterordenschlosses errichtet ist und die Gebeine der einstigen Herzöge und ihrer Familien zum großen Teil in einer dürftigen Kellergruft wenig würdig beherbergt, so sind zu nennen das Ritterschaftshaus als der Brennpunkt des Lebens der deutschen Großgrundbesitzer, ein Bau von gediegener Inneneinrichtung und voll wohlgepflegter baltischer Traditionen, das Provinzialmuseum mit mancher Denkwürdigkeit auch aus der deutschen Geschichte des Landes und von überraschendem Reichtum, das Rathaus, das ebensogut in mancher deutschen Kleinstadt stehen könnte, die Trinitatiskirche, von der der Pfarrer mit Stolz sagen durfte, daß in ihr während ihrer 300 jährigen Geschichte das Wort Gottes niemals anders als in deutscher Sprache verkündet

worden sei, trotz aller Wortbrüchigkeit, mit der Rußlands Herrscher zuweilen die von ihnen selbst gegebenen oder bestätigten Privilegien praktisch zu vernichten bestrebt waren. Und diesem Bilde fügen sich zahllose Privatgebäude und Adelsitze ein, so daß der Gesamteindruck nur gestört wird durch einzelne „moderne“ Bauten meist lettischer Besitzer.

Noch andere Stätten deutscher Kultur ließen sich nennen; aber das Gesagte wird genügen, um zu begreifen, daß die deutschen Krieger sich mit besonderer Liebe der Wiederbelebung des öffentlichen wie des wirtschaftlichen Lebens in diesem Lande zu widmen bereit waren, als Hindenburgs Siege im Vorjahr sie dorthin führten. Aber die alsbald auf dem Plane erscheinende militärische Verwaltung mußte erkennen, daß die Russen ihr ihre völkerrechtlich gegebene Verpflichtung nach Kräften schwer gemacht hatten: das Land war nicht nur wüst, sondern auch leer, leer an Menschen und Vieh, an Arbeitskräften und Arbeitsmitteln, an Baulichkeiten und allem, was zum Leben und Wirken nötig ist. Die Bevölkerung war zu Dreifünfteln geflohen oder zwangsweise von dem geschlagenen Russenheer mitgeschleppt worden, das Vieh vernichtet oder fortgetrieben, die Gutshäuser zerstört und verbrannt. Der Schwerpunkt der zu leistenden nächsten Arbeit, die naturgemäß an den landwirtschaftlichen Grundcharakter Rurlands anknüpfte, lag demnach vor unübersteiglich erscheinenden Schwierigkeiten. Die zum Teil noch auf den Feldern befindliche Ernte konnte nicht voll geborgen werden, die Winterbestellung mußte unvollständig bleiben.

Aber bis zum Frühjahr änderte sich das Bild schon erheblich. Militärische Arbeitskräfte wurden nach Möglichkeit nutzbar gemacht, Vieh und Gerät gab die Heimat, soweit sie davon entbehren konnte. So vermochte man im Laufe des Sommers von den rund 150 großen Gütern und über 4000 Bauernstellen, die ganz verlassen dalagen, amtlich so ziemlich alles wieder in Nutzung zu nehmen,

was die Bebauung lohnend erscheinen ließ, und natürlich wurde auch den verbliebenen Besitzern mit Saatgut und andern Erfordernissen in reichem Maße ausgeholfen und nach Möglichkeit ihnen die Wiederaufnahme ihrer Betriebe erleichtert. Wer heute durch das Land fährt, möchte nicht glauben, daß sein Rindviehbestand auf 70000 zusammengeschnitten war, daß Pferde-, Schweine-, Geflügelbestand im vollen Sinne des Wortes dezimiert erschienen. Er wird freilich bei näherem Zusehen finden, daß er immer wieder deutschen Viehtypen begegnet und sich um so mehr der achtungsgebietenden Leistungen freuen, die deutsche Arbeit hier aufzuweisen hat.

Da kann es denn weiter nicht wunder nehmen, wenn man hört, daß die kurländische Landwirtschaft in deutscher Aufmachung schon heute ein Erkleckliches zur Deckung der Bedürfnisse des Feldheeres beiträgt. Es darf als ihr gelungen bezeichnet werden, aus ihrer Ernte nicht nur die Einwohner Kurlands, wie es die völkerrechtlichen Bestimmungen vorschreiben, zu ernähren, sondern darüber hinaus ganz erhebliche Mengen an Nahrungs- und Futtermitteln für das Heer bereitzustellen, wenn auch das Land und seine Leistungen klein bleiben gegenüber dem Riesenbedarf der Millionenheere.

Einzelheiten kann ich begreiflicherweise im Rahmen dieser Zeilen nicht geben. Aber vielleicht interessiert es in diesem Zusammenhange, kurz die Organisation der landwirtschaftlichen Verwaltung von Kurland zu zeichnen. Sie ist, wie alles in Ob.-Ost, eine rein militärische. Von den früher vorhandenen zehn Kreisen sind acht in Verwaltung genommen; zwei gehören noch zum direkten militärischen Operationsgebiet. Bei jedem Kreise findet sich ein Offizier als Wirtschaftsbeirat, und unter ihm leiten und beaufsichtigen Wirtschaftsoffiziere die einzelnen Bezirke landwirtschaftlich. Soldaten, Gefreite, Unteroffiziere stehen als Wirtschaftler einzelnen Gütern vor, überwachen als Lagerverwalter die Getreide-

magazine der Kreise, während andere die Kommandos von Gefangenen und Arbeitern bei ihrer Werkthätigkeit beaufsichtigen. So arbeiten, wie der verdiente Chef der kurländischen Wirtschaftsverwaltung mit berechtigtem Stolge sagen konnte, nicht mehr für den Felddienst verwendungsfähige, meist verwundete Offiziere und Soldaten hinter der Front an der Ausnutzung des Landes, die an ihrem Teil dazu beitragen wollen, daß unsere Truppe das Notwendige erhält und unserer Heimat die schwere Aufgabe, die der Krieg wirtschaftlich an sie stellt, erleichtert wird.

Mit den äußerlich am meisten in die Augen springenden Erfolgen deutscher landwirtschaftlicher Arbeit ist aber naturgemäß die Tätigkeit der Verwaltung bei weitem nicht erschöpft. Erinnern möchte ich nur, um eines für vieles herauszugreifen, an die kulturellen Aufgaben, die das Völkerrecht in der Haager Konvention dem Eroberer mit Besorgnis ans Herz legt, und an die Notwendigkeit, alle die Verwaltungs- und praktische Arbeit finanziell sicherzustellen. Deutsches „Barbarentum“ hat z. B. die Schulen nach Kräften neu belebt und der kurländischen Bevölkerung den Unterricht in der Muttersprache gesichert, natürlich von deutschen Lehrern, denn die Jugend muß in durchaus verlässlicher Hand sein. Etwa 40 lettische Schulen neben verhältnismäßig zahlreicheren, weil leichter wieder aufzubauenden deutschen Unterrichtsanstalten für die Balten, stehen zur Verfügung, und die lettische Bevölkerung nutzt sie gerne, ohne Zwang.

Natürlich denkt die deutsche Verwaltung in Kurland auch an die Zukunft des ihr anvertrauten Landes und faßt die gewichtigen Aufgaben ins Auge, die sich daraus ergeben. Sie liegen insbesondere auf dem Gebiete der Bevölkerungs- und der Ansiedlungspolitik. Was die erstere anlangt, so fällt ins Gewicht, daß die Balten nur eine Minderzahl sind, die Masse des kurländischen Volkes aber lettisch ist. Und darum wird es gelten, Dinge nachzuholen, die die Ver-

gangenheit nicht zu erreichen vermochte. Ich kann mich nicht denen anschließen, die wohl sagen, die Balten hätten die Letten völlig germanisieren müssen. Wie schon angedeutet, behaupten sie, das im Kern getan zu haben: Hätten sie die Schulen als deutsches Propagandamittel zu Hilfe genommen, die Vermischung der Bevölkerung würde eine innigere geworden sein, das Deutschtum selbst aber hätte sich nicht so rein erhalten können. Auf der andern Seite erklärt man, daß keine Schwierigkeit erheblicher Natur vorhanden sei, die Lettentum und Deutschtum als unverträglich erscheinen lassen würden.

Auch die Ansiedelungsfrage, die bei einem kolonialisatorischen Ausbau alter deutscher Kulturteile ein bedeutsamer Faktor sein müßte, scheint in Kurland besonders günstig zu liegen. Ich wies schon darauf hin, daß Dreifünftel der Einwohner durch den Krieg außer Landes gebracht sind. Werden sie alle zurückkehren? Wer russische Verhältnisse kennt, wird von vornherein diese Annahme für einen großen Teil des Volkes ausschließen. Von Flüchtlingsnot und Flüchtlingselend im Innern des Zarenreiches können wir uns freilich kein bestimmtes Bild machen. Aber auch neben dem freigewordenen und etwa freibleibenden Land würde vielleicht die Größe der Latifundien und der Umfang an Bauerngüter für einen recht beträchtlichen Zuwanderungsstrom Raum und Luft gewähren, und sollte Deutschland selbst die Kräfte dazu nicht alle zu geben in der Lage sein, heimverlangende deutsche Volkssplitter in der ganzen Welt würden die gebotene Gelegenheit am Ende mit Freuden benützen, nachdem der Krieg das Gefühl der Zugehörigkeit zum großen Ganzen neu belebt hat. So darf Kurland die Ereignisse von 1915 vielleicht als den Beginn einer neuen glücklicheren Zeit betrachten, für die es so viele gute Vorbedingungen erfüllt.

Das Gottesländchen*

Von Dr. Paul Michaelis

Mit inniger Liebe hängt der kurländische Deutsche an seiner schönen Heimat, und in der Fremde denkt er mit heißer Sehnsucht an sie zurück. Wie einen Rosenamen, den man der Mutter gibt, gebraucht er für das Land, in dem er geboren und erzogen wurde, den Ausdruck „Gottesländchen“. Woher diese Bezeichnung stammt, ist nicht ganz sicher. Jedenfalls reicht sie schon in die Jahrhunderte. Wollte man der Chronik des Salomon Henning glauben, so wäre sie auf Iwan IV. zurückzuführen, den man den Schrecklichen nennt. Als dieser Bluthund, der schon gegen 1560 Livland fürchterlich verwüstet hatte, im Jahre 1577 wieder einmal das unglückliche Land mit Feuer und Schwert verheerte, da soll er dem Herzog Gotthard Kettler von Kurland auf sein Schreiben einmal geantwortet haben, er wollte seines Gottesländchens für diesmal schonen und ihm keinen Schaden oder Nachteil zufügen lassen. Indessen ist es sehr unwahrscheinlich, daß der grausame Iwan, der außerdem russisch geschrieben haben dürfte, sich dieses Ausdrucks bedient haben sollte. Er ist ihm von Henning wohl nur in den Mund gelegt worden, vielleicht, weil er schon vorher üblich war. Jedenfalls ist der Name in der Chronik des Salomon Henning, der dem Herzog Gotthard ein treuer und kluger Berater war, zum ersten Mal nachweisbar. Er hängt heute noch an Kurland und wird ebenso von den Deutschen wie von den Letten gebraucht.

Kurland selbst hat erst seit 1560 eine eigene Geschichte und Entwicklung. Bis dahin hing es mit den übrigen bal-

* Dem im gleichen Verlage erschienenen Werk „Kurland und Litauen in deutscher Hand“ entnommen.

tischen Landen eng zusammen und teilte ihre Schicksale. Noch um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts schien das weite Gebiet des deutschen Ordens unter dem tatkräftigen Walter von Plettenberg so gut wie unerschütterlich. Aber mit Plettenbergs Tode kam der rasche Zerfall. Der altlivländische Bund ging zugrunde. Livland fiel an Polen, Estland an Schweden und die Insel Ösel an Dänemark. Kurland mit Semgallen aber wurde unter Gotthard Kettler selbständig, wenn es auch unter der Lehenshoheit Polens stand. Gotthard Kettler war einst der Roadjutor des Ordensmeisters Fürstenberg gewesen und stieg dann zum letzten Meister des deutschen Ordens auf. Die Zeiten hatten sich geändert; durch die Reformation kam ein Sturm über die nordischen Lande, der die Überlieferungen des Mittelalters entwurzelte. Die alten Ordensregeln erschienen Gotthard Kettler „albern und verkehrt“; er gab sie auf und suchte auf neuen Wegen dem ihm anheimgefallenen Lande zu nützen. Mit Stolz sprach er davon, daß er Melanchthon persönlich kennen gelernt hatte. Da ihm der polnische König die Freiheit des Augsburgerischen Bekenntnisses, das Recht auf deutsche Obrigkeit, die Besetzung der Ämter durch Deutsche und den Gebrauch des deutschen Landrechts zugesagt hatte, so war er im inneren Aufbau des Landes unbehindert. Auf dem kirchlichen Gebiet hat er wirklich eine segensreiche Ordnung geschaffen. Auch politisch wurde das Gebiet allmählich zu einer Einheit. Ursprünglich machte das eigentliche Kurland nur den westlichen Teil aus; zu ihm gehörten die Orte Goldingen, Windau, Talsen, Uz, Frauenburg und andere; schon Mitau wurde, ebenso wie Bauske und Doblen, zu Semgallen gerechnet. Heute ist der Begriff Semgallen kaum noch gebräuchlich. Die Mitauer fühlen sich nur als Kurländer.

Der neugeschaffene Herzog hatte keine leichte Stellung. Fehlte ihm doch jede verwandtschaftliche Beziehung zu den fürstlichen Häusern. In seinem Wappen ist ein Kesselhaken

als Zeichen seiner Herkunft. Dem eingeseffenen Adel und den Landständigen gegenüber fehlte es ihm gleichfalls an Autorität. Es ist unter solchen Verhältnissen erstaunlich, daß sich Kettler, der auch noch mit Geldsorgen zu kämpfen hatte, auf dem Throne überhaupt halten konnte. Und wenn er sich auch im Lande selbst schließlich mit Klugheit und Bähigkeit durchzusetzen verstand, wenn er auch durch seine mühsam zustande gebrachte Ehe mit Amalie von Mecklenburg im Kreise der fürstlichen Familien Eingang fand, so war es um so schwieriger für ihn, sich auch gegen die ihn umgebenden Mächte zu behaupten. Kurland war schließlich nur ein Kleinstaat, und der Begriff der Neutralität existierte noch nicht. In irgendeiner Weise mußte sich Gotthard Kettler mit den Schweden, den Polen und den Moskowitern zu stellen suchen. Mehr als einmal spielten sie mit dem Gottesländchen, wie die Katze mit der Maus; nur dadurch, daß sie sich den Bissen gegenseitig nicht gönnten, konnte das Herzogtum sich aufrechterhalten. Aber an Truppen-durchzügen, schweren Kontributionen, Plünderungen und Verwüstungen fehlte es natürlich nicht, wenngleich Kurland immer noch besser daran war als das unglückliche Livland, das unter Ivan IV. und Peter dem Großen schrecklich zu leiden hatte. Als dann Kettler im Jahre 1587 gestorben war, ging unter seinen Söhnen Friedrich und Wilhelm der Jammer des kleinen und hilflosen Staates erst recht los. Wilhelm mußte schließlich das Land verlassen und lebte lange in Rukolow in Pommern. Hier ist er auch, obgleich er zuletzt wieder in Amt und Würden eingesetzt wurde, gestorben. Man begreift es, daß er sich die Grab-schrift wählte: *vanitas vanitatum et omnia vanitas*. Er hatte die Eitelkeit alles irdischen schmerzlich genug, wenn auch nicht ohne eigene Schuld, erfahren.

Unter seinem Sohn Jakob kam dann Kurland noch einmal in die Höhe. Er war ein Mann, der die Welt kannte. In Paris, in England und Holland hatte er sich

längere Zeit aufgehalten und sich mit scharfen Augen überall umgesehen. Voll von Plänen und Entwürfen kam er auf den Thron. Seine eigentliche Erziehung war in Berlin am Hof des Kurfürsten Sigismund vollzogen worden. Aus Berlin holte er sich auch seine Gattin, die Prinzessin Luise Charlotte von Brandenburg, die Schwester des Großen Kurfürsten, mit der er sehr glücklich gelebt hat. Im Kurländischen Provinzialmuseum in Mitau, das die Altertümer und geschichtlichen Erinnerungen des Gottesländchens in reicher Zusammenstellung zeigt, sind manche interessante Dokumente aus der Zeit des Herzogs Jakob aufbewahrt. Sein Plan war, mit den Mitteln und Methoden der Kultur seiner Zeit das Land zu heben und es nach Kräften den westlichen Kulturstaaten anzunähern. Zu diesem Zweck versuchte Jakob zunächst eine Industrie im Lande zu schaffen. Er legte Eisenhämmer zur Bearbeitung des auf Kurländischem Boden gewonnenen Raseneisens, weitere für Kupfer und Stahl an. Bald produzierten seine Werke Büchsen und Pulver, Kugeln und Granaten nicht nur für ihn selbst, sondern auch zur Ausfuhr. In den weiten Wäldern wurde der Teer gebrannt, Sägemühlen gaben den herzoglichen Forsten einen höheren Wert, dazu kamen Glashütten und Salpetersiedereien. Tuchfabriken und Papiermühlen schlossen sich an. Da für den Absatz der in diesen Anlagen hergestellten mannigfachen Erzeugnisse gesorgt werden mußte, so schlossen sich Handelsunternehmungen notwendig an, wozu wieder eine Flotte nötig war. Sie wurde auf den Werften in Windau gebaut. Bald verfügte Herzog Jakob über 60 Schiffe, die, mit Landesprodukten beladen, ausfuhren und dafür die Waren fremder Länder zurückbrachten. Und um ungestört Handel treiben zu können, wurde es wieder notwendig, mit den in Betracht kommenden Weststaaten zu freundschaftlichen Beziehungen zu gelangen. So schloß Herzog Jakob eine Reihe von Handelsverträgen mit Frankreich, England, Holland ab. An verschiedenen Höfen hatte er seine stän-

digen Agenten. Das alles lag im Zuge der Zeit, die aus den engen Fesseln des mittelalterlichen Staates heraus zur Weltwirtschaft strebte; aber wenn auch Herzog Jakob nur Gedanken verarbeitete, die damals in der Luft lagen, so ist es doch bemerkenswert, daß er es verstand, sein kleines und entlegenes Land in den Kreis der Seemächte einzureihen und ihm eine Achtung gebietende Stellung zu sichern.

Es war nur eine weitere Folgerung aus diesen Bestrebungen zur Hebung des auswärtigen Handels, daß Herzog Jakob auch auf kolonialem Gebiet sich versuchte, was dann wieder die Schaffung einer Kriegsflotte zur Voraussetzung hatte. Von einigen schwarzen Königen kaufte er eine Insel in Gambia und sein tiefer im Innern gelegenes Gebiet, das er durch Forts befestigte. Ebenso brachte er von der englisch-amerikanischen Handelskompagnie die Insel Tabago durch Kauf an sich. Hier gab es nicht bloß ein Jakobsfort, sondern auch ein Neu-Mitau und einen Kurischhafen. Von beiden Kolonien aus wurde Tauschhandel getrieben. An Enttäuschungen fehlte es dabei nicht, aber zunächst scheint der Herzog mit seinen Handelsunternehmungen viel Geld verdient zu haben. Nur dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Der Herzog wurde, so entschieden er sich neutral zu halten versuchte, in die Kämpfe zwischen Schweden und Polen hineingezogen und schließlich von Schweden vergewaltigt. Er war zum Schattenregenten geworden, während sein Land tatsächlich von Schweden aus regiert wurde. Diese Gelegenheit nutzte Holland aus, um das Kurländische Gambia mit Beschlag zu belegen, und dann auch den Herzog aus Tabago zu verdrängen. Der Herzog selbst saß jahrelang in Zwangorod in schwedischer Gefangenschaft. Schließlich wurden aber die Schweden von den Polen geschlagen und aus Kurland verdrängt.

So gab Schweden den Herzog frei, nachdem er gelobt hatte, keine Rache zu nehmen. 1660 durfte er wieder in sein Land, aber von seinen früheren Schöpfungen war nicht

viel mehr übrig geblieben. Es spricht für die Fähigkeit seines Charakters, daß er das zusammengebrochene Gebäude wieder aufzurichten unternahm. Nur wollte es ihm zum zweitenmal nicht wieder glücken. Das Land war von den Kriegswirren stark mitgenommen, verwüstet und verödet. Neue Handelsunternehmungen schlugen fehl. In verbitterter und verdüsterter Stimmung ist Jakob schließlich im Jahre 1682 nach 41jähriger wechselreicher Regierung gestorben. Letzten Grundes war durch ihn selbst der Beweis erbracht, daß Kurland als selbständiger Staat auf die Dauer nicht bestehen konnte. Da der starke Rückhalt im eigenen Lande fehlte, so waren auch die überseeischen Unternehmungen auf Sand gebaut. Wenn man wirklich von der Regierung Jakobs als von der Glanzzeit Kurlands sprechen darf, so muß man doch hinzufügen, daß der Schimmer nur die staatliche Dymmacht des Landes verdeckte. Es war nichts weiter mehr nötig, als daß von den Rivalen, die wie hungrige Wölfe um Kurland herumischlichen, einer dem andern den Rang ablief, damit auch der Schein der Kurländischen Selbständigkeit in Nichts verschwand. Immerhin hatte es damit noch gute Weile. Es dauerte mehr als 100 Jahre, ehe Kurland zu einem Bestandteil des russischen Reiches wurde.

Auch das Haus Kettler hielt sich noch längere Zeit, wenngleich sein Stern immer mehr verblaßte. Jakobs Sohn und Nachfolger Friedrich Kasimier suchte durch höfischen Prunk und rauschende Feste zu ersetzen, was ihm an wirklicher Macht fehlte. Als er starb, hinterließ er als Nachfolger seinen sechsjährigen Sohn Friedrich Wilhelm, an dessen Stelle ein Vormund die Geschicke des Landes leitete. Peter der Große begünstigte den jungen Herzog und gab ihm, als er 18 Jahre alt war, seine Nichte Anna Swanowna zur Frau. Aber schon zwei Monate nach der Hochzeit starb Friedrich Wilhelm, und damit brach das Glück der Kettler in Scherben. Es war von dem

Hause nur noch des jungen Herzogs Oheim Ferdinand übrig. Als er 1737 kinderlos starb, war das Haus Kettler erloschen. Die Witwe Friedrich Wilhelms, Anna Iwanowna, war unterdessen im Jahre 1730 als Kaiserin auf den russischen Thron gekommen. Sie hatte zu lange auf ihrem Witwensitz in Kurland gelebt, um dem Gottesländchen gleichgültig gegenüberzustehen. Von ihr erhielt denn auch das Land eine neue Dynastie.

* * *

An die Stelle des Hauses Kettler trat das Haus Biron. In beiden Fällen handelte es sich um Emporkömmlinge. Man konnte den Kopf darüber schütteln, daß in damaliger Zeit Kurland wie eine tote Sache aus der einen in die andere Hand überging, und daß eine ganze Reihe von mehr oder weniger abenteuerlichen Existenzen sich um seinen Thron stritt, wenn man sich nicht sagen müßte, daß ähnliche Vorgänge auf europäischem Boden auch der Gegenwart nicht ganz fremd sind. Ernst Johann von Bühren, der seinen Namen in Biron umwandelte, lief seinen Mitbewerbern den Rang ab, weil er in der Gunst der Witwe Anna Iwanowna stand. Er hatte ihr schon, als sie noch in Kurland lebte, als Sekretär gedient. Als sie den Zarenthron bestieg, wurde er als ihr einflußreicher Freund und Berater mit Ehren und Würden überschüttet. Die Kurländische Ritterschaft wollte es mit dem einflußreichen Manne, den sie einst kaum als ihresgleichen angesehen hatte, nicht verderben und wählte ihn zum Herzog, freilich nicht, ohne sich ihre Privilegien bestätigen und erweitern zu lassen. Dafür wurde ihm gestattet, die Regierung von Petersburg aus zu führen, wo Ernst Johann, solange Anna lebte, allmächtig war. Um so tiefer war sein Sturz, als Anna im Jahre 1740 starb. Von Anna zum Regenten für den minderjährigen Prinzen Iwan ernannt, fiel er einem vom Feldmarschall Münnich angezettelten Staatsstreich zum Opfer, wurde zum Tode

verurteilt, aber nach einer Minderung der Strafe nach Sibirien verbannt. Hier lebte er ein und ein halbes Jahr in schlimmster Verlassenheit, dann kam die Tochter Peters, Elisabeth, auf den Thron; sie wies dem Verbannten Jaroslaw als Wohnsitz an. Hier brachte Ernst Johann zwanzig lange Jahre zu. In der Zwischenzeit fehlte es nicht an Bewerbern um den verwaisten Thron, und im Lande selbst herrschte ein fast anarchischer Zustand. Daß die Ritterschaft die günstige Gelegenheit benutzte, ihre Rechte noch mehr zu erweitern, versteht sich von selbst. Als endlich die große Katharina II. auf den Zarenthron gelangte, wurde auch Ernst Johann die Rückkehr erlaubt. Als 73 jähriger Greis kam er noch einmal zur Regierung, um sogleich wieder in lange Streitigkeiten verwickelt zu werden. Aber da er noch immer von großer Gewandtheit war, so verstand er sich allmählich durchzusetzen. Auch hatte er noch die Genugthuung, das von dem Grafen Rasirelli erbaute Schloß in Mitau, zu dem er im Jahre 1738 den Grundstein gelegt hatte, im Jahre 1772 vollenden und beziehen zu können. Bald darauf starb Ernst Johann Biron, ein Liebling der Frauen, vom Geschick durch alle Höhen und Tiefen geworfen.

Schon einige Jahre vorher hatte Ernst Johann zugunsten seines Sohnes Peter abgedankt, eines Schwächlings, der weder den festen Willen noch die Fähigkeit hatte, sich auf dem gefährdeten Thron zu behaupten. Doch fehlte es auch seiner Regierungszeit nicht an einem Höhepunkt, der Schöpfung des akademischen Gymnasiums in Mitau, das später von den Russen in „Gouvernementsgymnasium“ umgetauft wurde. Mit der Begründung dieser halben Hochschule, die dem pädagogischen Ideal der Aufklärungszeit entgegenkam, hat Peter der Bildung der Kurländischen Bevölkerung einen nützlichen Antrieb gegeben. Der politische Verfall Kurlands wurde dadurch nicht aufgehalten. Es hatte einen gewissen Rückhalt an seinem Lebensverhältnis zu Polen. Sobald Polen zusammengebrochen

und unter die drei Nachbarstaaten aufgeteilt worden war, schwebte Kurland staatsrechtlich völlig in der Luft. Katharina II., als die Stärkste der drei Wettbewerber, machte kein Hehl daraus, daß sie Kurland mit Beschlag belegen wolle. Die Ritterschaft, in beständigem Kampf mit dem Herzog, wie mit dem in Folge der französischen Revolution wiedererwachenden Bürgertum, kam ihr auf mehr als halbem Wege entgegen. Eine starke Partei in der Ritterschaft, die schließlich auf dem letzten Kurländischen Landtag die Oberhand behielt, trat für die bedingungslose Unterwerfung unter Rußland ein. Man begründete diesen würdelosen Selbstmord damit, daß es allen Begriffen von Anstand und Billigkeit widersprechen würde, wollte man sich als Schutzfliehende das Ansehen geben, „mit der größten Souveränin und Schiedsrichterin Europas über Bedingungen traktieren zu wollen“. In diesem Sinne beschloß der Landtag am 17. März 1795. Er entsagte dem Lehensverhältnis zu Polen, und er erklärte sich für die bedingungslose, von jeder Garantie absehende Unterwerfung unter das russische Zepter.

Dem Herzog Peter blieb nichts übrig, als sich gleichfalls zu unterwerfen. Er tat ein übriges, indem er dem Landtage zuvorkam und seinerseits dem Herzogtum entsagte. Dafür wurde ihm eine Entschädigung von zwei Millionen Rubeln und ein Jahresgehalt von 69000 Talern zugebilligt. Nie ist ein Land schlimmer verschleudert worden. Katharina II. nahm diesen reichen Zuwachs ihrer Macht nicht ohne Würde entgegen. Sie erklärte feierlich auf ihr kaiserliches Wort, daß nicht nur die freie Ausübung der von den Vorfahren ererbten Religion, sowie Rechte, Vorzüge und Eigentum der Kurländischen Bevölkerung beibehalten werden sollten, sondern daß auch ein jeder Nationalstand der Provinzen alle Freiheiten, Vorteile und Vorzüge der alten russischen Untertanen genießen solle. Man weiß, wie diese, von den Nachfolgern Katharinas II. häufig wiederholten Versprechungen

in der That gehandhabt worden sind. Herzog Peter, der in Kurland nichts mehr zu suchen hatte, ging auf seine Besizung in Sagan. Im Jahre 1800 ist er gestorben. Seine dritte Gemahlin Dorothea aus dem Geschlecht der Reichsgrafen von Medem, eine feingebildete Frau, hat ihn 21 Jahre überlebt. Sie hat in aller Zeit Kurland nicht vergessen können.

Das Herzogtum Kurland gehört der Vergangenheit an. Es war, je mehr sich die benachbarten Großmächte konsolidierten, je mehr besonders Rußland erstarkte, um so weniger lebensfähig gewesen. Selbst seine Blütezeit im 17. Jahrhundert unter Herzog Jakob trug den Keim des Zerfalls in sich. Aber daß es so würdelos unterging, daran hat die Selbstsucht der Ritterschaft, der kleinliche Streit der Interessen, den größten Teil der Schuld. Das soll man nicht übersehen. Der Kurländische Adel hat sich am Ende des 18. Jahrhunderts in die russische Knechtschaft gestürzt, weil er in der bedingungslosen Unterwerfung unter Rußland für sich selbst am besten zu sorgen glaubte. Das Wohl der Gesamtheit lag außerhalb seines Gesichtskreises. Die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts haben wenigstens den Weitblickenderen des Kurländischen Adels gezeigt, daß es eine kurzsichtige Rechnung ist, wenn ein einzelner Stand seinen eigenen Vorteil dem Wohl des Ganzen voranstellen zu können glaubt. Wer sich der russischen Despotie unterwirft, der muß auch die Schattenseiten dieses Systems mit in Kauf nehmen. Die deutschen Balten, ganz besonders auch die adligen Großgrundbesitzer, sind durch eine harte Schule gegangen. Sie haben gesehen, wie trotz feierlicher Versprechungen ihr Recht auf die deutsche Sprache angetastet wurde, wie die Bestrebungen, Kurland nicht bloß politisch, sondern auch national und wirtschaftlich russisch zu machen, mit immer stärkerem Nachdruck verfolgt wurden. Ihre Vorfahren hatten sich dem Wahn hingegeben, russisch werden und doch deutsch bleiben zu können. Wenn alle andern bedrückenden Maßnahmen selbst als vorübergehende Er-

scheinungen angesehen werden sollten, so bleiben doch zwei Tatsachen bestehen, einmal die Aufstachelung der Letten gegen die baltischen Deutschen, die in der Revolution von 1905 ihren Höhepunkt fand, und dann der Versuch, Kurland durch die Ansiedlung von 300000 russischen Bauern völlig zu einem russischen Nationalstaat umzuwandeln. Die lettische Revolution ist schließlich von der russischen Regierung unterdrückt worden, weil sie ihr selbst über den Kopf zu wachsen drohte. Aber bis in die neueste Zeit hinein haben die Russen und Letten zusammengearbeitet. Gerade in Mitau hat noch kurz vor dem Einzug der Deutschen ein russisch-lettisches Verbrüderungsfest stattgefunden, mit schwungvollen Reden, Schmähsversen auf die Deutschen und feierlicher Überreichung eines Ehrensäbels an den russischen Gouverneur. Und die lettische Spionage zeigt, daß die russischen Lockungen nicht wirkungslos geblieben sind. Was ferner die Ansiedelung russischer Bauern angeht, so ist aus ihr nicht viel geworden, weil der Krieg hindernd dazwischen trat. Aber es wäre leichtsinnig, daran zu zweifeln, daß dieser Plan sofort wieder aufgenommen wird, wenn Rußland über Kurland das Verfügungsrecht behält. Das wissen die baltischen Deutschen auch, und besonders die adligen Grundbesitzer geben sich keinen Illusionen für die Zukunft hin.

So unerquicklich die Kurländische Geschichte, im ganzen genommen sein mag, so rührend ist doch die Liebe, mit der die deutschen Kurländer an diesem schönen Lande hängen. Es gibt kaum einen gebildeten Balten, der nicht in seiner Heimat genau Bescheid weiß. Und wenn man berücksichtigt, mit welchen Schwierigkeiten das entlegene „Gottesländchen“ zu kämpfen hatte, um Fühlung mit der lebendigen Kultur zu halten, dann muß man die Fülle der Talente bewundern, die dem Kurländischen Boden entsprossen ist. Allerdings ist unter diesem Gesichtspunkt Kurland von den übrigen baltischen Provinzen nicht zu trennen. Zumal seitdem alle drei Provinzen unter russischer Herrschaft vereinigt sind, ist der pro-

vinziale Gegensatz fast völlig verschwunden. Alle deutschen Balten fühlen sich als Glieder einer großen Familie. Und immer hat ein lebhafter Austausch der Talente zwischen dem Baltenlande und der alten deutschen Heimat stattgefunden. Es ist erstaunlich, im einzelnen zu sehen, wie viele geistig bedeutende Männer aus Deutschland in Kurland ihre zweite Heimat gefunden haben, und wie auf der andern Seite so mancher Balte auf deutschem Boden zu Ehren und Ansehen kam. Wir treffen hier Hermann, den „Magus des Nordens“, wir finden in Riga den jugendlichen Herder, den gemütvollen Liederdichter Neander und zahlreiche gelehrte Männer aller Fakultäten. Auch an geistig bedeutenden Frauen fehlt es nicht. Es sei nur der Dichterin Elisa von der Recke gedacht. Ein Bild der schönen Frau von A. Graff ist im Mitauer Museum zu finden, das für das Studium des Landes, seiner Geschichte von großer Bedeutung ist. Man sieht hier überhaupt, wie alt die Kultur des Kurländischen Gebiets ist. Bis weit in die Steinzeit zurück reichen die Dokumente seines Bodens. Man sieht zugleich, wie die Urbevölkerung und die deutschen Einwanderer an alten Sitten in Tracht und Gebräuchen durch lange Jahrhunderte festhielten. Heute hat freilich die nivellierende neue Zeit damit zum größten Teil aufgeräumt.

Wer Kurland näher kennen zu lernen Gelegenheit fand, wer sich in seine Geschichte vertiefte, dem wird es lieb und wert. Durch viele Irrtümer hindurch, zum Teil in Engherzigkeit und Vorurteilen, hat sich hier doch durch lange Generationen ein tüchtiger deutscher Stamm zu behaupten und seine Eigenart zu wahren gewußt. Daß dem Gottesländchen und seinem Volk die künftige Entwicklung die Möglichkeit bringt, frei zu atmen und zu wachsen, das ist der allgemeine Wunsch der deutschen Truppen, die auf diesem Gebiet kämpfen. Die Ansichten über die künftigen politischen Grundlagen des Landes gehen auseinander; aber die Sympathie für das Gottesländchen ist allgemein.

Bevölkerungsstatistik für Kurland

(Nach kurländischen amtlichen Quellen)

Seit deutsche Truppen Kurland besetzt haben, ist die Anteilnahme an dieser Provinz gewachsen. Immerhin ist die Kenntnis der dortigen Zustände und Verhältnisse noch gering. Man meint in Deutschland häufig noch (oder meinte es noch vor kurzem), in Kurland leben Russen, es sei ein griechisch-katholisches Land, die Balten seien im letzten Grunde denn doch nicht deutsch, sie sprächen untereinander russisch oder polnisch oder litauisch; kurz, man glaubt vielfach, hinter Memel und Tilsit beginne asiatisches Ruffentum. Daß Kurland aber eine uralte deutsche Kultur hat und die ganze Oberschicht der Bevölkerung rein deutsch ist, dringt uns erst allmählich ins Bewußtsein. Die Bevölkerung Kurlands ist zum letztenmal im Jahre 1897 gezählt worden, und das Ergebnis dieser Zählung wurde erst 1906 veröffentlicht. Danach lebten in Kurland 672 634 Menschen, von ihnen kommen auf den Quadratkilometer mit den Städten 27,9, ohne die Städte 19,7 Menschen. Es handelt sich also um ein ganz außerordentlich undicht bevölkertes Land. Man vergleiche nachstehende Zahlen:

Auf einen Quadratkilometer kommen in Preußen 114, Württemberg 125, Baden 143, Hessen 106, Sachsen 320, Kurland 27,9, Bewohner! Im Durchschnitt aber hat Deutschland 120 Einwohner auf den Quadratkilometer. Kurland umfaßt 27 000 Quadratkilometer. Es können also nach Kurland etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Menschen einwandern, erst dann wäre es so dicht bevölkert wie Deutschland.

Nach einem im Jahre 1913 von der russischen Regierung angenommenen Entwurf sollten die fiskalischen Güter in Kurland aufgeteilt und an russische Bauern vergeben werden.

Allein auf diesen Landstücken sollten 300 000 Bauern angesiedelt werden.

Man macht sich in Deutschland meist falsche Vorstellungen über die Größenverhältnisse Kurlands. Kurland hat 495, Württemberg 354, Estland, Kurland und Livland zusammen 1732, Bayern und Württemberg zusammen 1713 Quadratkilometer. Seit der Volkszählung von 1896 hat die Bevölkerungszahl regelmäßig abgenommen. Überaus groß ist die Abwanderung. Die evangelische lettische Landbevölkerung ist geschulter, fleißiger und nüchterner als die russische Bevölkerung des Reiches. Tausende von Letten wandern jährlich aus Kurland in die russischen Gouvernements ab, wo sie gut gedeihen. Das Land ist dort noch billiger, ebenso die Pacht und der Unterhalt. Eine Statistik der Abwanderung gibt es nicht. Tatsache aber ist, daß nicht nur die Bevölkerungszahl stetig sinkt, sondern auch der Umfang der beackerten Fläche. Das weiträumige große Rußland saugt eben ständig die verfügbaren Kräfte des kulturell wesentlich höher stehenden Kurlands auf und entvölkert es daher.

Namentlich die tüchtigeren, unternehmenderen Einwohner wandern aus, die jüngeren Leute, also diejenigen, die für den Zuwachs der Bevölkerung am meisten in Betracht kommen. Daher ist die Geburtenstatistik der Letten in Kurland ganz besonders ungünstig. Die Zahl der Geburten ist in stetem Rückgang begriffen. Der Lette heiratet spät; vielfach ist die Vermeidung der Nachkommenschaft, besonders bei den städtischen Arbeitern, verbreitet, auch das Zweitindersystem ist gang und gäbe. Kurland zählte vor dem Kriege rund 500 000 Evangelische, von denen Neunzehntel Letten sind. Die Statistik der Evangelischen ist daher im ganzen eine Statistik der Letten.

Sie ergibt eine stetige Abnahme der Geburten. Diese erklärt sich nicht allein aus der Auswanderung, denn es sinkt auch stetig die Zahl der Geburten für das Tausend. Die entsprechende Zahl ist bis auf Zwanzig gesunken und

fällt weiter. Sie ist also niedriger, als in Frankreich und führt mit sicheren Schritten zur Entvölkerung des lettischen Landes. Die Geburts- und Sterbestatistik der Letten ist die Statistik absterbender Völker. Während man in Deutschland mit einer Vermehrung von zwölf für das Tausend rechnet, beträgt diese in Kurland nur noch etwa zwei vom Tausend! In einzelnen Bezirken bleibt schon jetzt die Zahl der Geborenen hinter der der Verstorbenen zurück.

Ein vollständig anderes Bild ergibt die Statistik für die aus Rußland nach Kurland eingewanderten deutschen Kolonisten, deren Bevölkerungszuwachs sehr groß ist. 2500 deutsche Kolonisten hatten mehr Kinder als 5000 lettische Bauern, unter denen sie lebten. Die Statistik für die deutschen Kolonisten an der Wolga ergibt die unerhörte Zahl von 72 Geburten vom Tausend. Familien mit 15—20 Kindern sind dort keine Seltenheit. Während in Kurland auf rund 500 000 Menschen der jährliche Zuwachs keine 1000 erreicht, betrug er bei den Deutschen im Moskauer Bezirk für 370 000 Seelen 12 000! Der Krieg hat die Folge gehabt, daß gegenwärtig nur noch etwa 250 000 Menschen in Kurland leben, in einem Lande von 27 000 Quadratkilometer Ausdehnung. Von den zahllosen Geflohenen und Vertriebenen aus der Zahl der lettischen Bewohner kann nur ein Teil wiederkehren, das Land ist leer und wird immer leerer, denn es sind die Alten, die Absterbenden im Lande zurückgeblieben, der Teil der Bevölkerung, der für die Volksvermehrung nicht mehr in Betracht kommt.

An Deutschlands Grenzen also liegt ein vom deutschen Heer mit deutschem Blut erobertes altdeutsches Land, fruchtbar und schön, aber entvölkert und immer menschenleerer werdend. Eine große Einwanderung ist dringend nötig, der Acker sucht förmlich die Käufer, das Land die Pächter. Woher soll die Einwanderung kommen? Wer wird diese Frage lösen?

Auf Grund genauer Kenntnis von Livland und Estland sei hinzugefügt, daß dort die Lage vollkommen die gleiche ist

wie in Kurland. In einigen Bezirken Lettisch-Livlands dürfte die Nähe der großen Fabrikstadt Riga sogar noch erheblich ungünstigere Verhältnisse hervorgerufen haben. Aber auch in der estnischen Nordhälfte Livlands und in Estland ist der Geburtenrückgang aus denselben Gründen, wie oben geschildert, überaus schnell und führt unaufhaltjam zur Entvölkerung des Landes, wenn nicht neugestaltende Schicksalsmächte auch hier eingreifen sollten.

Kastrelli

Anekdote aus Mitau — Von Herbert Eulenberg

Der italienische Graf Kastrelli, der einzige große russische Architekt, wie der boshafte Diderot bemerkt hat, ist auch der Erbauer des riesigen Schlosses zu Mitau gewesen, das Herzog Ernst Johann Biron auf der Stelle der alten Ordensritterburg errichten ließ. Ernst Johann hatte, da er noch seinen guten alten westfälischen Adelsnamen von Bühren führte, statt des parfümierten französischen Biron, den er sich erst als anerkannter Günstling der Zarin Anna zulegte, den Grafen Kastrelli auf einer seiner vielen Reisen kennen gelernt. Die beiden verstanden sich ausgezeichnet. Sie förderten einander wie zwei Brüder, die sich vertragen. In Mitau wie in Petersburg, wo Kastrelli, von Biron an die große Katharina empfohlen, die gewaltigsten weltlichen Bauten Rußlands, den Winterpalast und die kaiserlichen Schlösser von Zarskoje Sselo, entwarf. Das einzige, das sie zuweilen auseinander brachte, waren die zahlreichen Liebesabenteuer, in die sich beide mit einer bewundernswerten Unermüdlichkeit zu stürzen pflegten. Die Eifersucht plagte sie, wenn sie sich, was ihnen nicht selten zustieß, beide zu gleicher Zeit um die Gunst einer Schönen bewarben, ganz besonders. Wie zwei Rennpferde mühten sie sich dann, innerlich wütend aufeinander, ab, bis einer von ihnen zu seinem Triumph glücklich durchs Ziel gekommen war.

So wetteiferten sie einstmals um die Zuneigung einer Aurländischen Baronesse, deren Name heute, wo derartiges natürlich nicht mehr vorkommt, verschwiegen werden darf. Eines Abends erschien der Graf Kastrelli, der sich über der Besichtigung seines Schloßbaues in der Zeit verguckt hatte, später als sonst vor der zarten Schönen, bei der

der Herzog Biron indessen schon sein ganzes Süßholz abgeladen hatte. Rastrelli hatte in der Eile, mit der er zu der lieblichen Baronesse gestürzt war, seinen Anzug nicht beachtet, so daß er hinten auf dem Rücken seines blauen Rockes noch Spuren von dem weißen Mörtel trug, an den er beim Besteigen der Baugerüste mehrfach gestreift hatte. Die junge Baronesse meinte nicht anders, als daß er sich zu stark gepudert hätte, und versuchte lächelnd, mit ihrem Fächer den Staub von seinen Schultern zu wehen. Herzog Biron aber, der die wahre Beschaffenheit der weißen Flecken sofort erkannte, bewirkte die vergeblichen Versuche der Baronesse, sie zu entfernen, indem er böshast bemerkte: „Bemühen Sie sich nicht, mein süßes Kind! Der Herr Graf trägt das Kennzeichen seines Berufes allzu deutlich mit sich.“

Rastrelli, der für dieses Mal vollkommen bei der kleinen Baronesse ausgestochen war, ärgerte sich gründlich über die Geringschätzung, die ihm und seiner Kunst damit widerfuhr, und beschloß, sich zu rächen. Er erkundigte sich am nächsten Abend genau im Marstall des Herzogs, wann dieser vom Reiten, dem er mit größter Leidenschaft morgens und nachmittags oblag, zurückkäme. Dann machte er sich eine Weile bei den Gäulen zu schaffen und hob unbemerkt einen jener runden Gegenstände vom Boden auf, welchen die Pferde, ihrer Natur folgend, zu verstreuen pflegen, und mit denen sich sonst nur die Stalldienstuenden befassen; im Vorzimmer der zarten Baronesse wartete er hierauf, bis Herzog Biron kam und schmuggelte, da er sich nach der Art sehr vieler Italiener ein wenig auf Taschenspielerkunststückchen verstand, den besagten runden Gegenstand, indes Biron seinen Mantel ablegte, versthohlen in dessen braunseidenen Rock hinein. Vor der niedlichen Baronesse, zu der sie beide nun hineintraten, zeigte sich Rastrelli an diesem Abend von der besten Seite. Er glänzte wie ein fein geschliffener Diamant und wußte der Baronesse die geistreichsten Artigkeiten um ihren blonden

Kopf zu schleudern. Herzog Biron, der sich ins Hintertreffen kommen sah, suchte schnell seinen, vom langen Reiten etwas müden Kopf aufzufrischen. Indem er nun hastig in die Tasche griff, eine Prise zu nehmen, was man damals für eine stets wirksame Anreizung der Gehirntätigkeit hielt, schlenkerte er gleichzeitig mit der Dose den besagten runden Gegenstand aus dem Pferdestall hervor. Und zwar zu seinem Unglück noch gerade auf den Schoß der jungen Schönen. Die zarte Baronessa wußte vor Entsetzen und schrecklichster Verlegenheit nichts anderes zu tun, wie ihr wohlriechendes Spizentüchlein vor ihre Nase zu halten. Rastrelli aber, der die vergeblichen Versuche der Baronessa, die Lage zu verbessern, belächeln mußte, beugte sich zu ihr, indem er scherzhaft bemerkte: „Bemühen Sie sich nicht, mein süßes Kind! Der Herzog trägt das Kennzeichen seines Berufes allzu deutlich mit sich.“

Hiermit entfernte er so zierlich wie möglich den anstößigen Gegenstand aus ihrem Schoße. Man will wissen, daß sich das Herzchen der lieblichen Baronessa von diesem Augenblick für ihn entschied.

Aus dem eroberten Kurland

Eindrücke und Erlebnisse von M. von Blaesje-Hoerner

Der große Tag

Wochenlang hörten wir näher und näher kommenden dumpfen Kanonendonner; wochenlang sahen wir zitternde Leuchtkugeln, tastende Strahlen der Scheinwerfer am nächtlichen Himmel aufsteigen. Wochenlang — ja mondelang vorher — lasen wir entstellte Berichte, aus russischen Zeitungen übersetzt; wochenlang fragten wir uns: Was können wir glauben? Was dürfen wir hoffen? — Wochenlang saßen Spione verschiedenster Nationalität in unserem Hof herum, wurden baltische Gutsbesitzer und gefangene Deutsche in die Gendarmerie (in der Wohnung unter uns) hineingeführt, um dann wieder von Soldaten fortgetrieben zu werden. Wohin? — Wir wußten es nicht. — Wochenlang sahen wir lange, lange Züge von Verwundeten hereint transportiert werden, wußten, daß auf den letzten, schlechtesten, den harten Bauernwagen unsere verwundeten deutschen Brüder lagen, und wir durften ihnen kein trostreiches Wort, keine Erfrischung, keinen freundlichen Blick schenken.

Wochenlang merkten wir die Vorbereitungen, welche gemacht wurden, um den „Feind“ zu empfangen — und jeden Morgen war es wieder dieselbe Spannung. Wie könnte ich beschreiben, was unbeschreiblich ist? Und dann kam eine Nacht, eine Nacht! . . . wo wir zitternd vor Hoffnung an den Fenstern standen: „Fliehen sie endlich? — Räumen sie die Stadt? Verläßt die Post mit all den Beamten die Posthäuser? Sagt nun (wie wir es schon einmal erlebt) das Auto des Gouverneurs über die Chauffee nach Riga fort? Sprengen sie endlich die Brücken?“ — Ja—ja—ja!

Gorck — welch furchtbares Krachen und Plagen und Dröhnen: Die Pontonbrücke flammt auf, — dann kommt die Eisenbahnbrücke daran, nachdem Zug auf Zug hinübergebraust — die letzten Husaren aus unserem Hof jagen fort, Flaschen werfend, Laternen zertrümmernd, einzelne Kosaken taumeln durch die Straßen — eine Dame vom Nachbarhaus schickt zu uns um Hilfe: Sie brechen in ihren Keller ein. Wie können wir ihr helfen? — Wieder donnerndes Getöse — irgend ein großes Gebäude fliegt wohl in die Luft — — unser Haus erbebt in seinen Grundfesten, eine Scheibe springt. Unsere Herzen beben nicht — sie klopfen nur in rasendem Tempo: „Kommen sie? Kommen sie? — Sie kommen, unsere Befreier!“ — Und es wird Tag — Tag, welch' ein Tag! Das Donnern gesprengter Fabriken und anderer großer Gebäude ertönt immer wieder, schwarze, dicke Dampfwolken quellen zum Himmel auf, in unserem Hof fallen allerlei verkohlte Reste von Zeug zu Boden; allerlei unerkennbare Geräusche, Zohlen, Heulen dringt von fern in unsere stille Straße. Wir dürfen nicht hinaus — man erzählt, daß erschlagene Frauen in der Nebenstraße liegen. . . Dann, ein Augenblick persönlicher Gefahr —: Unsere Nachbarinnen im Gartenhaus rufen um Hilfe, ein Kosak hat sie angefallen — er entflieht feig mit gekrümmtem Rücken vor der bloßen Drohung mit dem Revolver eines Herrn, aus Wut die Fenster und unsere Glastür mit dem Säbel zerhauend. Wir werden alle gebeten, durch eine Zaunlücke und einen Nachbarhof in ein steinernes leeres Haus zu flüchten, wo sich nun alle „Parteien“ aus unseren drei oder vier Häusern zusammenfinden. Man schleppt einige Matratzen, Stühle, Eßvorräte mit; unsere Dienstboten, die uns — eine rühmliche Ausnahme — nicht verlassen haben, helfen eifrigst. Es gibt doch treue Letten. Ein braver Junge von acht Jahren ist auch dabei, unser Wilhelm, dessen Namen wir ein Jahr lang nicht laut rufen durften; er ist brav und tapfer wie die Großen, findet die ganze Sache sogar sehr belustigend;

eine Nachbarin hat ihre geliebten zwei Schoßhündchen mit, die bebend und bescheiden ein graufiges Schicksal zu erwarten scheinen. Nur so dazusitzen und immer wieder fragen zu hören: „Was mag denn jetzt vor sich gehen?“ erscheint mir zu eintönig; ich gehe in die Küche, Kaffee kochen; dort sitzt schon die Familie von B. mit ihrem großen Schäferhund, der nicht hineindarf, weil er er den kleinen Hunden etwas zuleide tun könnte. Also — es gibt Kaffee, und beim Vespere (es schmeckt wirklich trotz allem gut) wird es uns klar, daß das Krachen nicht von Sprengungen allein herrührt, daß wir längst mitten in der Schlacht sind. Und dann hören wir auch den unverkennbaren, unvergeßlichen Ton der fliegenden schweren Geschosse, die pfeifend, heulend über uns hinwegsausen; dann ein gleichmäßiges Klopfen: Maschinengewehre in nächster Nähe. Einige von uns sind so naiv, ein Mittagsschläschen in einem der vorderen Zimmer wagen zu wollen — „krach! bumm! klirrrr!“ Eine Granate ist gerade vor dem Hause geplatzt, und alle Fensterscheiben sind heraus, und alle — in Millionen Scherben! Na — also, dann wird es wohl nichts mit dem Schlafen; — von Zeit zu Zeit will jemand ans Fenster, nachschauen, wie es in der Straße aussieht, wird aber von den andern zurückgehalten. Diese Stunden, die so lang und doch so inhaltreich waren, wird wohl keiner vergessen, der sich auch immer wieder fragte: „Wie mag es stehen? Wer siegt? Wo sind die Meinigen? Wie lange werden wir noch hier warten?“ — Und dann siegt plötzlich — als wir Tritte von vielen, vielen schweren Stiefeln hören und dumpfe Stimmen und ganz nahe Knattern — die Neugier bei einer alten Schneiderin, die über uns wohnte. Auf den Fußspitzen steigt sie in das leere Wohnzimmer, schaut durch ein zerbrochenes Fenster, und im schönsten Kurisch erklingt es: „Wai, Erbarmung! Die ganze Straße ist voll mit Soldaten!“ Wir: „Was tun sie? Wird die Brauerei drüben demoliert?“ „Nein sie sehen so anders aus — und sie

haben solche Spitzhens (mit entsprechender Handbewegung) auf die Mützen.“ — Und wir? „Pickelhauben, Pickelhauben!“ schreien wir, an die Fenster stürzend, lachend, weinend, winkend, jubelnd: „Pickelhauben!“ — Eine weißhaarige Dame ruft zum Überfluß: „Ja, seid ihr denn wirklich Deutsche?“ „Jawohl, jawohl, Deutsche sind wir!“ „Hurra, hurra, hurra!“ schreien wir — und unten ruft ein Unteroffizier: „Noch ein Munitivagen vor — etwas Dampf nachgeben!“ — Und wir laufen hinunter in den Hof, in den Flur, auf die Straße und stehen neben den Feldgeschützen und schreien in den Kanonendonner unsere Sprache hinein, die nun wie ein vom Eise entfesselter Strom wieder losgebrochen ist, und bringen Wasser und Wein, Brot, Bonbons und Rauchwerk, bis der freundliche Hauptmann meint: „Die Herrschaften sollten doch der Sicherheit wegen lieber im gemauerten Torweg bleiben, denn Sie laufen Gefahr —“. Was dachten wir noch an Gefahr? Hinauf die Treppe zu unserer Wohnung und aus dem Fenster zugeschaut, wie die Maschinengewehre über den Fluß und den Eisenbahndamm hin ihre zischenden Grüße den Russen in die Wälder nachsandten. —

Und dann war es so halb neun Uhr abends, und wir und alles, alles was Beine hatte, gingen durch Mitaus verzauberte Straßen. Wie sich da ganz fremde Menschen mit leuchtenden Blicken grüßten; wie die Soldaten um ihre Feldküchen herumlagerten und schmauften und lachten, wie andere daher geritten kamen und sangen; und wie wir — alle vorgenommene korrekte „Loyalität“ vergessend — „Die Wacht am Rhein“ mitsingen; wie man Freunde und Verwandte wieder sah: „Wo waret ihr? — Wie geht es euch? Wann habt ihr sie zuerst gesehen?“ — Wie man mit ehrfürchtigem Schauer auf dem Markt „Mag“ und „Germania“ stehen sah, ihre drohenden Mäuler nach oben gerichtet, da sie eben noch ihre furchtbaren Geschosse über das Rathausdach hinübergeschleudert hatten, und wie man dann in tot-

müder Seligkeit zu Bett ging — wie soll man das je vergessen? Und wie könnte man es beschreiben, was unbeschreiblich war!

Nun war es wieder Sommer geworden im „Gottesländchen“. Fast täglich hörten wir die Kanonen donnern, denn die Front befand sich etwa 20 Kilometer vor uns; dennoch lebten wir so schön und friedlich unter deutscher Herrschaft, fast wie in normalen Zeiten. Auf das Gut konnten wir schon seit den zwei Kriegsjahren nicht; das alte Schloß ist seit dem Kampf im vorigen Sommer stark beschädigt, die Herde fortgetrieben und die Arbeiter sind von den Russen verjagt; — aber diesmal bleiben wir gern in der so ganz veränderten Stadt. Täglich jagen die Autos geschäftig durch die Straßen, und lange Reihen von Bagagewagen rattern an unseren Fenstern vorüber. Junge, frische deutsche Soldaten ziehen, ihre altbekannten Marschweisen singend, vorüber, und wo sie wohnen, die deutschen Eroberer, entstehen so hübsche, kleine, gepflegte Gärten. An unseren bescheiden-gastlichen Tisch sitzt oft manch biederer Feldgrauer, und manch liebes Band knüpft sich zwischen dem gemüthlichen Kurland und dem geliebten großen Vaterlande. Es war Sommer geworden; Blütezeit, Erntezeit nach langem, trübem Winter. Und dann kommt eines schönen Nachmittags ein alter Freund, Oberarzt am Kriegslazarett, mit seinen munteren Pferdchen, seinem breiten Landwagen und entführt uns in den Wald, aus der Stadt hinaus, vorbei an all den Ruinen und Trümmerstätten aufs frische grüne Land. Zwei Jahre lang wohl, seit Kriegsbeginn, sind wir nicht an dem hübschen Ausflugsort L. . . . gewesen, und nun sieht es dort so anders aus. Auf der Wiese weiden statt behäbiger Kühe muntere Soldatenpferde; aus den drei oder vier Häusern im Obstgarten schauen uns lustige Soldatengesichter an, und vor uns, auf waldigem Hügel, liegt ein neues hübsches, kleines Haus, das wie durch Märchenzauber entstanden zu sein scheint. Ehe wir

hinaufsteigen, beschauen wir uns unten die ganz sachgemäß erbauten „Unterstände“, die zur Übung angefertigt wurden, und der Erbauer des Häuschens, der uns erblickt hat, eilt hinunter, um „die Honneurs“ des Schützengrabens zu machen, der besonders das Interesse der beiden Knaben erregt, die unsere Spazierfahrt mitgemacht haben. Aber auch die Damen gehen mit, man könnte fast sagen, ehrfürchtigem Schauer durch diesen Bau und schauen auf die drohenden Minenwerfer, deren totbringende Geschosse der Hauptmann uns durch seine „Jungen“ zeigen läßt. Dann ersteigen wir den sogenannten Berg und treten in die reizende, aus weißen, runden Birkenstämmchen erbaute Veranda und schauen in die kleinen, so traulichen Zimmer; ach, ein Schreibzimmer ist da, mit einem wirklichen Fernsprecher und einem Diwan. Er scheint aus Kisten und Teppichen gebaut zu sein und ist wirklich ganz hübsch. Aber erst das Schlafgemach, das ist geradezu kokett mit seiner breiten Bettstelle, mit all seinen kleinen Möbeln aus Birkenholz. Ja, es muß sich da ganz behaglich ruhen und träumen in der köstlichen Waldluft, umrauscht von hohen Kurländischen Föhren, wenn man müde nach anstrengendem Dienst zur Ruhe geht.

Auf der Veranda hat unterdessen der Bursche den Kaffeetisch gedeckt, und der Hausherr duldet es nicht, daß wir unseren Hunger nur an unserem „Mitgebrachten“ stillen. Draußen vergnügen sich unterdessen die Soldaten mit einem Grammophon, das uns eine lustige Tafelmusik liefert.

Aber auch eine Laute haben diese rauhen Krieger, und wir singen dann manch liebes altes deutsches Lied und glauben für eine Weile, daß „Frieden auf Erden“ sei, und daß wir wieder jung und harmlos froh sein können. Die Klänge locken einige Spaziergänger herbei, die den Sonntag im Walde, wie auch wir, genießen, und wir sehen sie auf der Wiese in Feldgrau und in hellblauen und schwarzen und weißen Gewändern herumwandeln. Ach — aber die Zeit,

die unerbittliche mahnt uns zur Heimkehr und — es muß geschieden sein.

Auf dem Heimweg treffen wir einige katholische Schwestern aus den Lazaretten, die sich auch das Birkenhäuschen anschauen wollen, und als wir uns der Stadt nähern, schwebt über uns im Blau ein Flieger, und wir wissen nun, daß ihm das Geknatter der Maschinengewehre und Abwehrkanonen galt. Vielleicht hat er, wie kürzlich, wieder in die Nähe unseres Hauses seine Bomben abgeworfen, aber wir interessieren uns kaum mehr für diesen „feindlichen“ Vogel, als wenn es ein Storch oder ein wilder Schwan wäre; wie oft haben wir schon solche Besuche erlebt.

Das war ein schöner Junitag. Nun ist es Winter geworden, und ich bin der Heimat fern. Aber wie oft ist es mir abends, als hörte ich ihre Tannen rauschen, und als sähe ich das kleine Haus auf dem Berge, das schon lange von seinem Erbauer verlassen ist, der wieder an die Front fortging. Wie muß es da still liegen unter der weißen Schneedecke, das kleine Märchenhaus.

Abendgang

Ein dunkler Abend nach regnerischem Frühlingstage. Eine Frau in schlichtem Hütchen und Lodenmantel geht durch die stillen, ganz finsternen Straßen. Ein Tag voll Arbeit in Haus und Garten liegt hinter ihr; ein Tag, der viel Ernstes und auch ein wenig Freude gebracht. Es ist so erholend, hin und wieder so ganz allein langsam hinzuwandeln in der Dunkelheit, wo die Augen, durch nichts abgelenkt, zurückblicken können, ins Innere schauen.

Aber der Bürgersteig — wie man wohl jetzt auf gut Deutsch sagt — ist uneben, noch haben deutsche Hände nicht jede russische Unordnung beseitigen können, da ist es gut, daß sie eine elektrische Lampe bei sich trägt, die die letzte Einquartierung den freundlichen Wirten dagelassen hat. Das

grelle Licht flammt auf, und leichtfüßig springt sie über Steingeröll und Gasse. Da — eine tiefe Stimme aus dem Nebel hinter ihr: „Haben Sie aber eine schöne große Lampe —“ und derbe Soldatenstiefel nähern sich in großen Schritten, um den „Feldgrauen“ auch in den Bereich des Lichtkreises zu bringen. Sie antwortet nicht, leuchtet nur halb unfreiwillig dem Nachfolgenden, den eigenen Weg belichtend.

„Fräulein, wohin gehen Sie denn so spät am Abend? Ach Fräulein, Sie können mir das doch, bitte, sagen; vielleicht haben wir denselben Weg?“ — Sie denkt: Nach der Sprache ist es ein Sachse, und nach dem Stimmklang ist es ein trauriger, einsamer Mensch. „Sie sind verheiratet? Ist der Mann im Kriege?“ „Nein, Gott sei Dank, braucht er nicht zu dienen, sonst hätte er ja gegen Deutschland kämpfen müssen.“ „Ach nee — härnse — gegen uns? Und Sie sind doch Deutsche hier?“ Und eine Weile muß er darüber nachdenken, dann meint er: „Ich habe noch keine Frau, die sich um mich sorgt; aber alte Eltern habe ich, und mein Bruder ist eben vor X gefallen.“ „Ach, wie mir das leid tut; mein älterer Bruder, der ist irgendwo als Sanitäter in Rußland, und der andere ist Kriegsgefangener in Deutschland, der hat es gut.“ Nun gehen sie eine Zeitlang stumm in Gedanken nebeneinander her, im Dunkeln, denn sie muß das letzte Element in ihrer Lampe sparen, und er sagt dann, er könne ihr welche, morgen, bei Tage, bringen, er habe noch mehrere gerade zu so einer großen Lampe. Er erzählt, er sei jetzt als gesund entlassen, und in den nächsten Tagen müsse er fort. „Und ich danke Ihnen, daß Sie so gut sind und mir erlauben, mit Ihnen zu reden. Man will doch auch ein wenig auf andere Gedanken kommen und andere Stimmen hören.“ Dann erzählt er von seinem Zuhause und seinem Zivilberuf, und was M. doch für ein nettes Städtchen sei, bloß, daß man nicht leicht Familienanschluß fände, und dann, als sie einmal von dem schmalen Brettersteig hinuntergleitet, faßt er nach ihrer Hand, ihrer

mütterlichen Hand, und seine harte, regenfeuchte Faust umschließt ganz zart ihre schlanken, nervösen Finger. Und sie denkt: „Welch ein wunderliches Paar würden wir zwei doch abgeben, wenn ich jetzt das Licht der „Elektrischen“ auf uns fallen lassen wollte. — Aber was ist jetzt im Kriege, in dieser wirren, unglaublichen Zeit, noch wunderbar?“ Und dann stehen sie vor ihrer Gartenpforte, und sie sagt: „Nun bin ich daheim, gute Nacht.“ „Wie, hier ist schon Ihr Zuhause? — Ach bitte — das Kindchen schläft doch, kommen Sie, gehen wir noch ein Stückchen.“ „Im Regen, jetzt? Nein — gehen Sie nur auch zur Ruh, zu Ihren Kameraden, und stärken Sie sich für die kommenden Strapazen.“ „An die will ich gar nicht denken; ich will einen Menschen zum Plaudern haben! — Und — morgen will ich dann das Element für Ihre Lampe bringen. —“ „Ja, ja — morgen früh — danke — aber für jetzt: gute Nacht.“ Und sie öffnet schnell die Pforte, schlüpft hinein, schließt sie von innen, knipst das Lämpchen an, beleuchtet ihn — selbst im Finstern bleibend, zum ersten Male und sieht ein paar traurige graue Jungenaugen durch das Gitter. „Gute Nacht und Gott behüte Sie.“ — Dann geht ein kleiner Soldat im zerknitterten Mantel durch den Regen davon, seiner Kaserne zu.

Das Soldatenheim

„Was mag denn jetzt hier im ‚Kruschod‘ los sein? Es gehen so viele Soldaten hinein,“ höre ich ein paar ältliche Damen fragen, deren Kleidung und Handtaschen man es ansieht, daß sie eben erst vom Lande „eingefahren“ sind. Sie stehen vor dem stattlichen großen Gebäude, das einst als „Schirkehöfers Restaurant“ so bekannt gewesen ist, dann aber, solange ich es kenne, der russische Offiziersklub war, den kaum je ein deutscher Fuß betrat. „Ach ja — sieh, da steht es ja: Soldatenheim I. Ob man wohl hinein

kann, es sich ansehen?“ — Ich komme gerade eiligst zu meiner „Dujour“ und glaube, da ich schon monatelang Helferin hier bin, es verantworten zu können, wenn ich die interessvollen Landbewohnerinnen hineinführe. Vielleicht gelingt es mir, in ihnen neue Kräfte fürs „Heim“ zu gewinnen. In dem ersten großen Zimmer ertönt Klavierspiel, und durch den dicken Nebel, der durch all die feuchten Mäntel und Stiefel, durch die Suspendämpfe und den Zigarettenrauch entsteht, sehe ich, wie eine Schar „Feldgrauer“ den Flügel umsteht, an dem ein sangeskundiger Kamerad allerlei lustige Märsche und Lieder vorträgt. Wir drängen uns durch die höflich zurücktretende Schar und begrüßen im zweiten Raum die „Fräuleins“. Sie haben aber keine Zeit fürs „Zivil“. Die „Fräuleins“, die nicht müde werden dürfen: hier eine Stulle mit Leberwurst und dort eine mit Käse, und dann einige Semmeln und Apfelsuchen und Zigaretten zu reichen und fürs Mitnehmen einzuwickeln, und zu wechseln und zu lächeln und all die Wünsche zu beantworten. Ob sie im Privatleben Baronesse T. oder Frau von B. heißen, ob sie einer unserer gräßlichen Familien oder einer guten alten Handwerkerfamilie oder einem unserer lieben traulichen Pfarrhäuser entstammen, das ist hier ganz belanglos. Das „Fräulein“ ist eben da, um die braven Soldaten zu bedienen.

Im dritten Zimmer hantiert ebenso geschäftig Baronin B. nebst Schwester Anna mit unzähligen Selters- und Limonadenflaschen, und auch hier sitzen die Vaterlandsverteidiger vor ihrem Mittagessen oder einer Tasse mit heißem Kaffee und plaudern und schreiben an ihre Lieben zu Hause. Nun treten wir durch die hübsche Veranda in den großen schönen Garten und gucken links bei dem langgestreckten Gebäude, das zum Teil die Regelfabrik enthält, durchs Fenster hinein. Hier ist das so wichtige „Stullenzimmer“, wo fünf oder sechs Damen zurzeit eifrigst mit Butter, ganzen Bergen von Brot und allerlei Belag zur Vereitung des beliebten Massen-

artikels beschäftigt sind, und man kann schon von außen vernehmen, wie der bekannte Spruch auch hier anwendbar ist: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“ — „Was ist denn das für ein Gebäude dort, das ganz neue, vor dem so viele Soldaten Krocket und andere Spiele treiben und auf den Bänken im Schatten der hohen Bäume behaglich auszuruhen scheinen?“ — „Das ist ja unser Erholungsheim; doch da dürfen Fremde nicht hinein.“ Wir gehen also zurück ins große Haus und die breite Treppe hinauf, die uns in die Marktenterei führt. An langen Latzen stehen auch hier viele Feldgraue und erhandeln Rauchzeug, Bücher, Papier und Karten.

„Aber was erschallt denn da für ein lautes Lachen und Händeklatschen?“ Eins der jungen Mädchen hinter dem Ladentisch erklärt uns, es sei eben ein Konzert und Liebhabertheater im großen Saal. Das möchte ich nicht ver säumen, verabschiede mich daher von meinen neuen Bekannten, die sehr entzückt von allem, was sie hier sehen, das „Heim“ verlassen (denn sie haben zur Vorstellung keinen Zutritt). Ich aber schlüpfte schnell — es ist gerade eine kleine Pause — in den Saal, der stechend voll ist, wie immer an den musikalischen Abenden. Das Publikum besteht ausschließlich aus Militär, nur die zwei vorderen Stuhlreien sind für uns Helferinnen bestimmt, und ich finde auch noch ein Plätzchen zwischen den freundlich winkenden Kolleginnen. Ein Deklamator im einfachen Rock des Infanteristen tritt gerade auf, und man merkt sofort den „Fachmann“. Klatschen und fröhliches Lachen dankt ihm für die gemüthlichen plattdeutschen Gedichte und die Kriegsanekdoten aus Russisch-Polen. Nach ihm singen zwei Mitauer Damen hübsche leichte Duette mit Gitarrebegleitung, und dann betritt eine dritte das Podium, um mit leiser melodramatischer Begleitung ein „Wiegenlied im Kriege“ zu sprechen, das, von einer Baktin gebichtet, doch den deutschen Kriegern ans Herz greift. Ein Musiker, ein großer, starker Mann vor uns, beugt das

Haupt auf seine auf der Stuhllehne aufliegenden Arme, um seinen Tränen freien Lauf zu lassen, denn das Liebchen läßt ihn wieder das Kampfesgelände sehen, von hellen Leucht- kugeln überzittert, läßt ihn den Kanonendonner, das Stöhnen der Verwundeten hören, und auch die baltische Mutter zollt den deutschen Heldenjöhnen ihre Tränen. Sie sieht ihren kleinen Sohn schon als werdenden Helden und schließt mit dem Gebet:

„Herr, Herr, laß Deutschland siegen!
Daß es nach blutigen Kriegen
Herrlicher, schöner ersteht!“

Herzlicher Beifall folgt einer kleinen Stille der Rührung, dann braust auf die Aufforderung des Leiters ein vater- ländisches Lied durch den großen Saal.

Und dann hebt sich der Vorhang wieder, und es zieht das feine Singspiel „Der Eheautomat“ über die Bühne, das so viel komische Typen vorführt, die sich sehnsuchts- bang ein Männchen oder Weibchen wünschen. Ein aller- liebster, gazebeflügelter Amor in Hellblau zaubert durch seinen Apparat stets das Gewünschte hervor. Und der Jubel der Zu- schauer ist groß, wenn der schwärmerische Künstler seine ganz in Weiß gekleidete jugendfrische Angebetete, oder der dumme gute Bauer Hans seine allerliebste-verlegene Grete in das zum Glück so nahe gelegene Standesamt führt. Bedeutend schwieriger aber ist Amors Aufgabe mit dem edlen Grafen, dem näselnden Lebemann, der entsetzt vor der gezierten alten Jungfer zurückschrickt, die mit dem zärtlichen Couplet: „D nenne mich Adele“ sich an seine Schulter lehnen will. Während er ihre schweren Geldsäcke ergreift, bugsiert der kleine Liebesgott ihn doch mit Adeles Hilfe glücklich ins Standesamt hinein.

Des Kaisers Einzug in Mitau

Maisonne, Maisonne über unserer Stadt, über den Gärten, über den angrenzenden Feldern, auf dem glitzernden Fluß.

Maisonne auf den jungen Blättern und Knospen, Maiensonne auf allen Gesichtern. Nach den regnerischen kalten Tagen nun hellster Sonnenschein, blauer Himmel, Verchensang! Was für wundervolles Wetter! Kaiserwetter, nicht wahr?

Whten wir's nicht schon zwei oder drei Tage vorher? Wisperten nicht die Verkäufer in den Läden, die kleinen „Fräuleins“ im Soldatenheim davon? Erzählten es nicht mit großen Augen atemlos die Schulbuben gestern? Sahen wir es nicht auf den Gesichtern der strammen Feldgrauen? Lasen wir es nicht von ihren schweigenden Lippen? Klang es nicht im Marschieren, im flotteren Trabe der Meldereiter? Und konnten wir es glauben, wir, die noch ein Jahr vorher seinen kaiserlichen Namen nicht aussprechen durften, denen es verboten war, deutsch zu sprechen? Die in den Schaufenstern die Schmähschriften, die entsetzlichen Bilder ausliegen sahen, Bilder und Schriften über ihn, über sein Volk, unser Volk! Daß uns vor Zorn und Scham die Tränen in die Augen traten ob solcher schmutzigen Lüge und Gemeinheit! War es möglich, daß unser Schicksal sich so hatte wenden können? Ja, „welche Wendung durch Gottes Fügung!“ — Und nun war es Mai geworden, und Maisonne strahlte über uns, Maiwetter — Kaiserwetter!

An allen Fenstern, auf jeder Schwelle der Häuser, auf jedem Gartenzaun standen, saßen die Erwartungsvollen, Befreiten. Auf dem Bürgersteig, hinter der Reihe der absperrenden Soldaten, liefen sie mit ihren Erlaubnisscheinen umher, gepuzte Kinder, junge Mädchen in ihren festlichen, weißen Kleidern, greise Männer, die nie mehr gehofft hatten, solchen Tag zu erleben; die deutschen Hausfrauen jeden Standes, die heute mit keinem Gedanken an all die Schwierigkeiten des Hausstandes denken; — und sie alle blickten fast ungläubig zum Gymnasium hin, zum Kreditverein, zum alten Rathhause, zu unserem weißen Ritterhause, von deren Giebeln die Fahnen wehen — ach, Balten,

glaubt ihr es? — die schwarzweißroten Fahnen! Soldaten marschieren nun, heute mit blitzblanken Knöpfen und Helmen, dem Bahnhof entgegen, Autos fliegen hin und her, Schulkinder, all die frische, lachende, begeisterte Jugend steht auf dem großen Marktplatz mit deutschen und kurländischen Fähnchen. Dann geht das Lachen, Schwagen, Herumtrippeln, das ungeduldige Harren, in die Stille hoffender, erfüllungsfroher Erwartung über. Vom Bahnhof her trägt der Wind ferne Musik — alle Köpfe sind zur Allee hingewendet — dorthin — von wo Er kommen soll, kommen wird! Erleben wir es wirklich, wir, die schon als Kinder leuchtenden Auges, mit heißen Wangen zuhörten, wenn Großmutter von der großen Zeit erzählte, „vom Kriege Siebzig“, wo sie die Verwundeten im Augustahospital pflegen durfte? Wir, die nie über die deutsche Grenze fuhren, ohne das deutsche Land durch einen Tränenschleier begeisterter Freude wiederzusehen? Wir erleben es, daß der Deutsche Kaiser nach Mitau, der alten Herzogsstadt, kommt, nach Kurland, das seine Truppen erobert haben! Wir erleben es, daß unsere Kinder schon ihn sehen und mit „Hurra“ begrüßen dürfen. Wir erleben es! Er fährt an uns vorüber, freundlich grüßend, neben ihm Hindenburg, der greise Recke! Wir werden wohl gerufen haben, die Taschentücher geschwenkt und gewinkt haben, ich weiß es nicht; aber wir sahen ihn, sahen sie beide und wußten: „Das ist ein großer Augenblick in unserm Leben!“

Dann ging es in die Kirche; die Glocke läutete, die einzige, welche die Russen uns hatten lassen müssen, weil sie nicht von ihrem alten Turm heruntergewollt hatte, und nun durfte sie uns diesen Festtag künden.

Wie lange wir alle dort standen, Damen, junge Mädchen, Diaconissen, katholische Schwestern, ich weiß es nicht. Es war zeitlos, wie im Traum. Seine Majestät war untermessen im Schloß und im Ritterhause; und dann merkten wir es: die dazu befohlenen Herren der Zivilverwaltung

und die Geistlichen gingen zum Kirchenportal. Die Orgel erhob ihre jubelnden Stimmen, und dann schritt er durch den Mittelgang. Hunderte von Augen hatten nur ein Ziel — er war der Brennpunkt aller Blicke, aller Gedanken und Wünsche; er, ganz Kaiser, so menschlich fühlend die große Last der Verantwortung, die der Allerhöchste ihm auferlegt: „Eine ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen . . .“ und ganz Mensch, so kaiserlich beglückt, durch seine bloße Gegenwart so vielen Freude zu bringen.

Ich habe bei manchen sehr ausgeprägten Persönlichkeiten geglaubt, gewissermaßen die Ausstrahlungen der Seele zu fühlen und zu sehen; aber bei niemand zuvor habe ich das Geistige den Körper so umleuchten sehen, wie bei ihm. Ich sah sein Auge sich auf ein Bild, ein Glasfenster richten, über unseren Häuptern, das nicht, wie die meisten andern, bei der Brückensprengung in Trümmer gefallen, und der Geistliche erklärte, daß es die Begrüßung Kaiser Alexanders II. durch die damaligen Pfarrer darstelle. Ja, Zar Alexander II. war uns ein guter Herrscher gewesen; aber nun standen wir da, befreit aus späterer, entsetzlich ungerechter russischer Tyrannei, und dachten: „Heil — Sieger, dir!“

Wir sahen es nicht, wie er dann mit all den Stadt- und Adelsvertretern draußen vor der Kirche sprach. Für uns endete dieser Feiertag in der Kirche. Aber tagelang noch hörten wir davon. —

Und nun sagen wir zu unserem Vater, wenn das allgemeine Leid und persönlicher Kummer ihn zuweilen niederdrücken wollen: „Vater — es darf gar nichts mehr geben, was dir alle Lebensfreude und allen Trost nimmt! Denn Kurland ist frei, und du hast des Deutschen Kaisers Hand in der deinen gehalten!“

Das Denkmal der Herzogin Dorothea von Kurland

Von Professor DDr. Otto Elemen

Die Kunde von dem am 20. August 1821 in Löbichau in Sachsen-Altenburg erfolgten Tode der Herzogin Dorothea von Kurland machte in Mitau den tiefsten Eindruck. Die Repräsentation der Ritterschaft drückte den hinterlassenen Töchtern im Namen ihrer Landsleute die innigste Teilnahme an diesem großen gemeinsamen Verluste aus und erhielt von der ältesten der vier Prinzessinnen, der Herzogin von Sagan, eine dankende Antwort voll Liebe und Wehmut. In den Landtagsakten des Jahres 1823 finden wir einen tiefempfundenen Nachruf. Die Tugenden der Verstorbenen werden gepriesen, besonders ihre lautere Herzensgüte. „Ihre jedesmalige Erscheinung in Kurland war stets ein Freudentag für alle. Denn sie tröstete liebevoll, wo sie selbst nicht helfen konnte. Der Glückliche fühlte sich in ihrer Nähe doppelt vom Schicksal begünstigt.“ Zugleich aber wird betont, daß, nachdem jetzt auch der letzte Zweig des letzten kurländischen Fürstenstammes dahingeschwunden, die eigentümliche Geschichte des Landes abgeschlossen sei, die sich nun in die des großen, weiten Zarenreiches verliere und auflöse. In dieser Erwägung beschloß die Ritterschaft, der verewigten Fürstin in der Hauptkirche des Landes, der Trinitatiskirche zu Mitau, auf ihre Kosten ein würdiges Denkmal zu setzen. Sie beauftragte den Landesbevollmächtigten, Reichsgrafen von Medem (den ältesten Bruder der Herzogin) „nach einer von ihm zu wählenden Idee“ ein solches Denkmal ausführen zu lassen, und dieser wandte sich zu dem Zwecke an den damals in Rom unter Thorwaldsens Leitung arbeitenden jungen talentvollen Bildhauer Eduard von der Launitz aus Grobin durch Vermittelung von dessen Vormund, des

Oberhofgerichtsadvokaten Stegmann. Stegmann teilte seinem Mündel mit, „daß man weder ein Monument wie das der Königin Luise von Preußen von Rauch noch wie das des jungen Grafen von der Mark von Schadow wünsche, sondern etwa einen Sarkophag mit Draperien und Emblemen und einem Basrelief daran mit einer das Vaterland betreffenden Szene“. Launig ließ jedoch seinem Auftraggeber erklären, daß ihm eine so einfache Idee nicht genüge, um seine Dankbarkeit für die Ehre, die ihm das Vaterland und die Ritterschaft durch diesen Auftrag erteilten, zum Ausdruck zu bringen. Unterm 20. Mai 1824 hat er dann aus Rom einen Entwurf und eine Erklärung dazu eingesandt. Letztere fand sich in der Autographensammlung der Mitauer Museumsbibliothek. Zum Verständnis und zur Würdigung des Kunstwerkes ist sie unentbehrlich.

Wir sehen, daß Launig an eine ganz bestimmte Stelle in der damaligen Trinitatiskirche gebunden war. Der Raum, dem das Denkmal eingefügt werden sollte, erforderte, daß es schmal, hoch und flach zugleich würde. Nun erkennt man erst, wie Launig zu seiner Komposition gekommen ist. Das Denkmal sollte seinen Intentionen nach aus drei Teilen bestehen: erstens aus einer architektonischen Masse als Unterbau, um die Figur in die Höhe zu heben. Am liebsten wäre es dem Künstler, wenn die sterblichen Überreste der Fürstin nach Kurland überführt werden könnten, so daß der Unterbau die wirkliche Gruft bildete. Sei das unmöglich, dann würde er eine Scheingruft herstellen mit Eingang in die Sepulchralchamber, in der der Sarkophag der Herzogin, von außen sichtbar, stehen müßte. Vor den Eingang gehöre eine kunstvolle eiserne oder bronzene Gittertür, auf den Architrav der Gruft eine kurze, aber gehaltvolle Inschrift und die Wappen der Herzogin und der Ritterschaft. Auf diesem Unterbau sollte zweitens das Piedestal der Figur ruhen, geschmückt mit Relieffigürchen, die die Tugenden der Verstorbenen darstellen sollten, und zwar

sollte jedesmal zwischen zwei Herrschertugenden eine weibliche Tugend oder zwischen zwei weiblichen Tugenden eine Herrschertugend zu stehen kommen. Auf dem Piedestal endlich sollte sich drittens die Figur erheben, in der Stellung der vollkommenen Ruhe, wie sie Grabmonumenten geziemt. Die Figur sollte sich auf eine Säule stützen, die mit kleinen allegorischen Figuren geziert ist, die entweder die Musen oder die Grazien darstellen und so die Säule entweder zum Altar der Musen oder der Grazien stempeln; die Fürstin würde so entweder als Pflegerin der Künste und Wissenschaften bezeichnet, oder es würde ihre Anmut und Grazie betont. Das Kostüm will Launiz modern wählen, indessen im antiken Geschmack. Ein Diadem solle die Fürstin anzeigen. Für die Ausführung in Marmor würde er, wenn man ihn nicht zwänge, bedeutend von diesem Plane abzugehen, einschließlich der Kosten des Transports von Rom nach Riga oder Petersburg, 6000 Silberrubel = 2000 Dukaten berechnen.

Launiz hat das Denkmal dann im wesentlichen nach diesem Plane ausführen dürfen. Nur zu einer Änderung mußte er sich verstehen: der Unterbau sollte nicht als Gruft dienen und mußte daher vorn geschlossen bleiben. Er ist infolgedessen recht schwerfällig und massig ausgefallen. Aber das ist eben nicht eigentlich Schuld des Künstlers.

Im Jahre 1827 hatte Launiz das Denkmal fertiggestellt. Er ließ es sorgfältig verpacken und abtransportieren. Von jetzt ab beginnt die Leidensgeschichte des Denkmals, die an einer andern Stelle (Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1902, Seite 5—9) quellenmäßig dargestellt ist. Die 11 Kisten gelangten zwar heil und unverfehrt von Livorno nach Helsingör, mußten aber längere Zeit hier lagern, da sich keine Gelegenheit zur Weiterfahrt nach Riga fand. Als sie dann glücklich in Riga gelandet waren, dauerte es wieder geraume Zeit und es kostete viel Schreibung und Bittgänge, bis der Ritter=

schaft die Genehmigung zur zollfreien Entgegennahme des Denkmals erteilt wurde. Dann wurden die Kisten auf Booten die Na aufwärts nach Mitau gebracht und ausgepackt. Als nun aber an die Aufstellung des Denkmals in der Trinitatiskirche gegangen werden sollte, machte die russische Regierung mit einemmal einen Strich durch die Rechnung: öffentliche Monumente dürften nicht anders als mit allerhöchster Bewilligung und nur zum Andenken rühmlicher Taten errichtet werden, und da überdem der Leichnam der verstorbenen Herzogin nicht in der Trinitatiskirche beigesetzt sei, könne die Genehmigung zur Aufstellung des Monuments nicht erteilt werden; es bleibe der Ritterschaft aber anheimgestellt, das Denkmal auf einem der kurländischen Güter aufzustellen. Dreißig Jahre lang hat dann das Denkmal im Garten der Villa Medem an der heutigen Lilienfeldstraße in Mitau gestanden. Ein Tempelchen schützte es gegen die Unbilden der Witterung, nicht aber gegen die Steinwürfe der Gassenjungen, die sich ein Hauptgaudi daraus machten, von der Straße aus nach der erhobenen rechten Hand der weißschimmernden Marmorfigur zu zielen. Die beiden Brüder Grafen Peter Medem auf Elley und Theodor Medem überführten daher im Jahre 1863 mit Zustimmung der Ritterschaft das Denkmal nach dem stillen, weltabgelegenen Parke von Elley. Hier hat es seitdem in einem hölzernen Pavillon einen Unterschlupf gefunden, und hier befindet es sich heute noch. Der Zerstörungswut der Kosaken, der das herrliche, in den Jahren 1806—10 von Johann Georg Berlitz erbaute Schloß zum Opfer gefallen ist, ist es glücklich entgangen.

Der Zustand, in dem ich das Schloß und seine Umgebung fand, erfüllte mich freilich mit trüben Ahnungen. Die stolze, weißleuchtende Fassade steht zwar noch, ebenso die Umfassungsmauern, größtenteils auch noch die Zwischenwände, aber die Dächer und Zwischenböden sind eingestürzt, mit Ausnahme des Gewölbes des Ruppelsaales. Auf der

Rückseite des Schlosses fand ich einige Verse, die deutsche Soldaten auf den weißen Bewurf geschrieben haben. Das eine Gedichtchen ist ganz schwungvoll:

Du stolzes Schloß in deutscher Hand,
Von slaw'schen Schergen niedergebraunt,
Dein Rächer naht mit siegendem Schwert,
Jung-Deutschland, deiner Ahnen wert.

Daneben aber stehen zwei Epigramme, deren Autoren die Schiller'sche Thermophlen-Inscription in den Ohren gelegen hat; sie haben mit der Nachahmung wenig Glück gehabt; der zweite sucht den ersten zu übertrumpfen und baut im Übereifer, wie Peter Sequenz, Hexameter mit erschrecklich viel Füßen:

Wanderer, kommst du nach Elley, schau an
die blinde Zerstörung.
Das war slawische Tat, das allein tut der Kosak!

Und:

Wanderer, kommst du nach Elley und siehst der
Zerstörung blindwiltende Spur,
Wisse, es war kosakische Tat, Zeugnis gebend
von russischer Kultur.

Traurig schlenderte ich dann durch den herbstlichen Park. Ich fand die anmutigen kleinen Denkmäler, die Gatten- und Kindesliebe am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts errichtet hat, geschändet, die Urnen und Obelisken umgestürzt, die Grabplatten auseinandergewuchtet und zersprengt — weiß der Himmel, was man für vergrabene Schätze darunter vermutet hat! — und stieß endlich auf den kleinen hölzernen Pavillon, in dem sich das Denkmal befinden sollte. Er war als Getreidespeicher eingerichtet. Aber — o Freude! — der Hintergrund war sorglich durch eine Bretterwand abgesperrt, und da stand das Marmordenkmal, zwar arg verwahrlost und abscheulich verdreht, aber sonst intakt, bis auf die Finger der rechten Hand, die

aber wohl schon die Gassenjungen zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit ihrer dummen Steinwerferei auf dem Gewissen haben.

Vielleicht kann in nicht allzulanger Zeit das Denkmal an den Platz gebracht werden, für den es ursprünglich bestimmt war, für den es die Ritterschaft beschafft, der Künstler komponiert hat und an den es nach der Bedeutung und dem inneren Werte der dargestellten Persönlichkeit auch durchaus gehört.

Mitau

Ein deutsches Städtebild aus Kurland

Von Max Büttner

Eine weite heitere Ebene, durch die anmutig zwischen saftigen grünen Ufern ein Fluß mit einem Nebenflüßchen schlendert. An ihn lehnen sich zärtlich kleine weiße Häuschen mit roten Giebeldächern, vielfach umkost von Baumwipfeln und dunklem Gartengrün. Darüber heben sich hohe Kirchenhäupter, vor allem eine charaktervolle und altersgraue schlanke Turmspitze. Sie alle blicken wohlwollend hinab in lauschige Winkel und Höfe und saubere Straßen, in die sich — wenn's just nicht regnet — behaglich breit der Sonnenschein kuschelt, als wäre er hier zu Hause. Was könnte das wohl anderes sein, als unser liebes Mitau? Die echte deutsche Kleinstadt Mitau, die deutschlandfern im weiten Rußland liegt und doch mit gleichem Recht auch in Westfalen oder Thüringen liegen könnte.

Da ist die schattige Altstraße. Hier die an Beispielen anheimelnder kleinstädtischer Baukunst reiche Schreiberstraße. Dort unten fließt in ruhiger Sanftmut der Jakobskanal. Kann es etwas Behaglicheres und Berschlafeneres geben, als jene kleine, im Grünen verzauberte Straße, etwas Malerischeres und Deutscheres zugleich, als diesen versonnenen, stillen Wasserlauf? Und die vielen, heimatlich anmutenden deutschen Namen! Der Philosophenweg, die Grünhöfische Straße, die Annenpforte, der Mairhöfische Weg, die Lilienfeld- und Kannengießerstraße. Und der gemütliche Klingelzug an den Türen, die vielen, liebevoll gehegten Blumentöpfe an allen Fenstern. Deutschland, Deutschland, wohin du blickst! Ja, wenn etwa in der Abenddämmerung in Mitaus Straßen irgend eine kleine alte Dame im entzückend altmodischen Mantel und Hütchen, den dicken Schoßhund an der Leine,

behutsam die Stufen hinauftrittelt zur Haustür und nach dem Klingelzug greift, — da hätten sich unsere deutschesten Meister, ein Spizweg oder Ludwig Richter, unsterblich in das Bild verliebt.

Überhaupt — die vielen netten alten Damen! Womit aber heileibe nichts gegen die noch netteren jungen gesagt sein soll! Davon wüßte wohl mancher der Kameraden ein Loblied zu singen. . . . Garnicht erst zu reden von den guten alteingeseffenen Mitauern, — da wäre des Erzählens von baltischer Gemüthlichkeit, Geselligkeit und Gastlichkeit kein Ende!

Den Brennpunkt des Mitauer Verkehrs nun bildet der Marktplatz. Diese charakteristische Stätte, die man mit dem turmgekrönten Rathhaus, der städtischen Sparkasse, dem behäbigen Hotel und dem hölzernen Feuerwehrturm irgendwoher aus Niederdeutschland geholt zu haben scheint. Nicht weit von hier erhebt sich auch das stattliche Kurländische Provinzialmuseum mit seinen reichen Sammlungen, in denen man staunend und mit Genugthuung den zahllosen Fäden nachspüren kann, die immer in Geschichte und Wissenschaft, Literatur und Kunst die Baltischen Provinzen mit Deutschland innig verknüpft haben. Gegenüber, am Ende des weiten Platzes, ragt das Wahrzeichen Mitaus, die schöne, in ihrem Greisenalter ergraute Trinitatiskirche. Sie ist so ehrfurchterweckend, so aufrecht, so deutsch.

Was überhaupt ist noch russisch in dieser Stadt? Wo sind heute die Spuren derer, die einst ihre Herren waren und sie doch nie besaßen? Vielleicht ein verwitterter Doppeladler ein paar Schritte weiter in der Palaisstraße an jenem großen roten Hause, dessen seltsamer Turm von einer ehemaligen Sternwarte abgeschlossen wird: einst das russische Gymnasium, das heute so ganz anderen Zwecken dient und vor dem ein deutscher Wachtposten steht? Oder ein paar verblichene russische Buchstaben an der früheren russischen Mädchenschule, die heute ein deutsches Lazarett geworden mit blühenden Blumenbrettern vor jedem Fenster?

Es wäre noch manch anderen Bauwerks zu gedenken, das Mitau's äußeres Angesicht verschönt. Doch auch Mutter Natur hat das Städtchen nicht minder freigebig geschmückt. Da wandeln wir in diesen herbstlich bunten Tagen gern auf dem idyllischen, von Birkensleiern umwehten Philosophenweg hinaus zum Walde, oder die schöne Uferpromenade der Bachstraße entlang, vorüber am vornehmen weißen Säulensbau der Kurländischen Ritterschaft, zur Seite der geruhig dahinziehenden Drige. Oder weiter, über die von deutscher Soldatenhand — anstelle der gesprengten russischen — kunstvoll und fest gefügte und wappengeschmückte Brücke, hinüber zum prächtigen, wasserumspülten Schloßpark, durch dessen Laub in warmem Rot der ehrwürdige Barockbau des Herzogschlosses von der Hand des alten italienischen Meisters Rastrelli leuchtet. Wenn wir Glück haben, kommen wir nachmittags gerade recht zum Promenadenkonzert und dürfen dabei, als anmutiges Gegenstück zu den feldgrauen Hörern, alle schönen Mädchen Mitau's in frischgewaschenen weißen Kleidern bewundern. Wer aber ganz vornehm sein will, geht etwa Sonntags zum Militärkonzert in den prächtigen Garten des Gewerbevereins, des Lokals der Mitauer Gesellschaft, wo neben mancherlei Ohrenschaus und Augenweide — es ereignen sich zuweilen selbst Theaterabende — sogar auch — Bier zu haben ist! Ist andererseits wieder einer wissensdurstiger veranlagt, so geht er vielleicht in eins der sechs sauberen Soldatenheime, wo außer für das leibliche Wohl in den beschaulichen Leserräumen auch für Nahrung des Geistes gesorgt wird. Wohltuend leise walten hier die fleißigen Hände deutscher Damen vom Vaterländischen Frauenverein.

Es lohnt sich auch die Bekanntschaft mit dem blitzsauberen Billenviertel Mitau's, der Schulmeisterstraße, in deren niedlichen, blumenumblühten und wie aus dem Baukasten sorgfältig zusammengebastelten Häuschen — wie schon der Name sagt — wirklich alle die ehrwürdigen Herren

mit grauen Bärten und durch goldene Brillen gütig blickenden Augen wohnen, vor denen alle bunten Schülmützen schon auf kilometerweite Entfernungen in freudiger Artigkeit geschwenkt werden. Oder man tut einen stillen Feierabendgang die Lilienfeldstraße hinab, an einem der wenigen zerflossenen und verbrannten Stadtteile vorbei und dann durch das rauschende Kastanien- und Birkenwäldchen, dem einstigen lettischen Vereinsgarten, hinter dem der Himmel oft so schön in abendlicher Glut errödet.

Ja, die Abende. Sie sind vielleicht das Schönste in der Hauptstadt des „Gottesländchens“. Und man muß sie auskosten auf der Schloßinsel am Ufer der Na. Noch einmal verzaubert da die Strahlenhand der Sonne die Wasser in leuchtende Glut, breitet über das Antlitz des Himmels ihre Gnade in Rot und Gold und Violet und läßt auf Erden noch einmal alle Herbstesfarben inniger aufjubeln denn je am Tage; unten im Fluß vor der Badeanstalt der Offiziere verwandelt sie die sprühenden Tropfen rings um die Plätschernden in tausend blitzende Diamanten. Man schaut ihnen und den Anglern, die mit einer in langem Stellungskriege erworbenen Geduld eines Unterwasserangriffs harren, eine Weile zu und freut sich drüben am Wiesenufer über ein anheimelnd-wunderliches Bild: inmitten ruhig weidender Kühe und Pferde sitzen ihre feldgrauen Hüter mit Geige und Mandoline und lassen liebe alte Heimatsweisen sanft erklingen. Seltsam wehmütig schweben die Töne auf der lauen Luft herüber und rühren das Herz. Richtig — das hast du auch einmal gekannt . . .

So wandelt man besinnlich und andächtig durch die dämmerige Halle der schönen alten Kastanienallee zwischen Schloß und Strom, wie in dem feierlichen Schiff eines frommen gotischen Doms, und die Augen trinken beglückt das selige Leuchten dieser Stunde. Dieser Stunde des Friedens. Des Friedens? — Ja, so . . . Ein dumpfes Donnern grollt zuweilen von irgendwoher und läßt die

Fenster im Städtchen erzittern. Jene Landstraße dort drüben — sie führt schnurgerade hinein in ein Land des Hasses, des Blutes, des Todes: die Chaussee nach Riga. Nach dem gleichen Riga, zu dem man einst in einer knappen halben Stunde fuhr und von dem man hier heute durch eine Welt getrennt ist. Dort, 15 Kilometer weiter, ist die Front. —

Nun breitet die Dämmerung barmherzig allumfassend ihren blauen Mantel aus. Den Horizont umsäumen schon im dunkelsten Vile die Kurländischen Wälder. Mit einem letzten milden Lächeln neigt sich die Sonne mütterlich zur Erde nieder, — dieselbe Sonne hier, wie dort im deutschen Vaterland.

Die Nase des Herzogs

Anekdote aus Mitau von Herbert Eulenberg

Die Johannisnacht ist früher für Mitau das gewesen, was der Karneval für Köln ist. In dieser Nacht pflegte man allerlei Kurzweil und Possenzug zu treiben, scherzhaft umherzuziehen und seine Mitmenschen, ob sie es wollten oder nicht, zu verziern. Ja, selbst die Toten ließ man in dieser Nacht nicht gern in Ruhe, sondern versuchte ihnen noch einen harmlosen Schabernack anzutun. Darum war es bei der damaligen Jugend Sitte geworden, um Mitternacht in die Gruft der ehemaligen Herzöge von Kurland, die im Keller des Schlosses liegen, herunterzusteigen. Besonders auf Biron, den letzten kurländischen Herzog, der dort ruhte, hatte man es abgesehen. Er hatte zuerst durch seine Liebschaft mit der Zarin Anna mit dem gräßlichen Rußland angebündelt. Und zwar derart, daß sein Sohn, dieser dumme Peter, der als Er Herzog zur Strafe dafür in Schlesien irgendwo statt in Kurland bestattet ist, schon zu Gunsten der herrschsüchtigen Kaiserin Katharina auf Kurland freiwillig verzichten mußte. Das mochte man in Mitau dem alten Biron nicht verzeihen, sondern hielt es ihm nach. Wie denn auch die kurländische Ritterschaft zum hundertjährigen Gedenktag der Zugehörigkeit Kurlands zu Rußland anno 1895 ihrer Freude keinen andern Ausdruck zu geben wußte als durch die Stiftung der großen Irrenanstalt Tabor in Mitau: Zum ewigen Gedächtnis an die Verrücktheit ihrer abligen Vorfahren, die im damaligen letzten Landtag der Annexion durch Rußland zugestimmt hatten. Jedenfalls hielt sich früher ein jeder in Mitau, und wenn er noch so klein war, für berechtigt, den Herzog Biron als den Hauptschuldigen des Bundes mit Rußland in seinem Sarge

während der Johannismacht an seiner immer mehr einschrumpfenden Nase zu ziehen.

Das verstimmte einen jungen Kandidaten der Gottesgelahrtheit, der von der Universität Dorpat zur Vertretung eines erkrankten Pfarrers nach Mitau gekommen war, in seinem frommen Gemüt. Er hatte durch die Söhne der Wirtskleute, bei denen er wohnte, von dem Anschlag erfahren, den auch in diesem Jahre diejenigen Schüler aus den oberen Klassen des Landesgymnasiums, deren Eltern nicht allzu streng auf das frühe Nachhausekommen ihrer Sprößlinge hielten, um die zwölfte Stunde der Johannismacht gegen die Nase des seligen Herzogs geplant hatten. Er gedachte dies zu hintertreiben. Und zwar durch eine entrüstete Strafpredigt, die er den Bengels halten wollte. Am wirksamsten, so dachte er sich es aus, würde dies an Ort und Stelle selber geschehen. Zu dem Behufe begab er sich eine geraume Weile vor Mitternacht in den Keller des Schlosses, wo die herzoglichen Säрге standen. Er hatte sich, weil er ein wenig ängstlicher Natur war, zu seinem etwas unheimlichen Vorhaben gründlich mit allen möglichen flüssigen Stoffen gestärkt, durch die Männer, denen es an Mut fehlt, seit jeher diese mangelnde Mitgift zu beheben suchen. Es war draußen sehr heiß geworden, während ihn hier unten bei den Toten die Kühle der anderen Welt umsing. Ob es nun an diesem besänftigenden kalten Luftzug lag oder an der allzu reichlichen Menge des süßen Weines und Bieres, daß sich der candidatus theologiae vor der Niedersahrt zu den Toten eingelöst hatte, genug, er begann von Minute zu Minute müder zu werden, als hätte sich die bleierne Ruhe der verstorbenen Herzöge auf ihn gelegt. Er setzte sich schließlich, weil er vor Ermattung nicht mehr stehen konnte, auf den Sarg der Herzogin Benigna, der gutmütigen Gattin des leichtsinnigen Biron, die diesem alle seine Streiche, selbst die mit ihrer hochverehrten Herrin, der Zarin Anna, verziehen hatte und nun in ihrem weiß-

seidenen Sterbehemd sanft wie im Leben auch im Tode neben ihm ruhte. Während der Kandidat noch darüber grübelte, ob es auch schicklich von ihm wäre, hier auf der seligen Herzogin Platz zu nehmen, und ob diese verwünschten Bengels wirklich kommen würden, oder ob man ihn bloß wie alle Welt heute angeführt hätte, geschah es, daß er vom betäubenden Nebel der genossenen Getränke umwoben, einschlummerte. Dann sank er, allmählich tiefer und tiefer in den Schlaf, bis er schließlich, ohne mehr Rücksicht auf sie zu nehmen, sanft hinter den Sarg der Herzogin Benigna kullerte.

Schlag Mitternacht näherten sich die übermütigen Knaben der Grabstätte der einstigen Herzöge Kurlands. Offen gestanden war ihnen das Abenteuer, das sie vorhatten, gar nicht recht geheuer. Besonders vor dem lettischen Bauern verspürten sie eine greuliche Angst. Vor dem lettischen Bauern, der nach einer Sage in einer Wirtshaus auf dem Ofen lag, als zwei Wegelagerer einen Mordanschlag auf einen kurländischen Herzog besprachen, und der dieses teuflische Vorhaben angegeben und somit das Leben seines Herren gerettet habe, wofür er zum Lohn in der Gruft seiner Fürsten beigesezt worden wäre, dort sei er denn noch heute zwischen den herzoglichen Leichen an seinen ländlichen Ledersandalen zu erkennen. Jedoch übte gerade der Schauder, den die Jungens über ihren Streich empfanden, auch seine mächtige Anziehung auf ihre tatendurstigen Seelen aus. Und so wagten sie sich eng aneinander geschmiegt trotz der Finsternis mutig wie Herkules über den Hades und an die Bahre des einstmaligen großmächtigen Herzogs Ernst Johann Biron von Kurland und Semgallen. Zwei Schüler hoben langsam den Sargdeckel in die Höhe. Da lag der angebetete, fast vergötterte Liebling einer Zarin. Im braunen Samtrock unter seiner straffen weißen Perücke zu einem Häuflein Staub zusammengesunken. Eiskalt wie Sibirien, in das er nach Zarin Annas Tod auf 20 Jahre verbannt wurde.

Nur sein Gesicht, das man mumifiziert hatte, war noch leidlich in dem fahlen Widerschein der weiß getünchten Kellerwände zu erkennen. Der beherzteste unter den Schülern beugte sich nun zu ihm herab und wagte es, mit dem Höhepunkt der Johannismacht zu beginnen. Als er nun den Superlativ ihrer jugendlichen Kühnheit ausführte und den toten Herzog an seiner spitzgewordenen Nase zupfte, begann plötzlich der hinter dem Sarge der Benigna schlummernde Kandidat der Theologie, dessen Kopf in eine schiefe Lage geraten war, laut zu schnarchen.

Man kann sich das Entsetzen der Schüler vorstellen, die bei der Dunkelheit nicht anders glauben mußten, daß diese schnarchenden Töne der Nase des längst verstorbenen Herzogs entfahren wären. Sie jagten mit gesträubten Haaren von dannen und konnten sich zitternd noch unter ihren Bettdecken nicht über das Schnarchen ihres einstigen Herrschers beruhigen. Der Kandidat der Theologie, der von dem Lärm der wie vor den Furien davonrennenden Jüngens nach und nach zum Bewußtsein seiner Lage erwachte, ärgerte sich, scheu aus dem Totenkeller kriechend, über die Mäßen, daß ihm seine wohl vorbereitete Strafrede entgangen war. Er wußte nicht, daß die beste Moralpauke, die er gehalten hatte, nicht von solcher Wirkung gewesen wäre, wie die wenigen unsanften Töne, die sein Riechorgan gleich der Posaune des jüngsten Gerichts von sich gestoßen hatte. Denn seit dieser Nacht wagte kein Schüler mehr, den toten Herzog Biron an der Nase zu ziehen.

Alturländischer Weihnachtsglaube

Von Professor DDr. Otto Elemen

Im 17. und 18. Jahrhundert waren die Ostseeprovinzen erfüllt von dem Glauben an Hexen, Zauberer und besonders Werwölfe, d. h. Menschen, die sich in Wölfe verwandeln können und in diesem Zustand Menschen und Vieh anfallen. Im Komplex dieser Vorstellungen spielt die Weihnacht eine merkwürdige Rolle. Claus Magnus erzählt Mitte des 16. Jahrhunderts, daß die Verwandlung jener Menschen in Wölfe in der Weihnacht vor sich gehe, und zwar so, daß einer, der das Zaubermittel kennt, der Versammlung einen Becher Bier vortrinkt und ihn unter gewissen Formeln weitergibt. Wer getrunken, rase als Werwolf davon. Zwischen Kurland und Litauen liegt eine Burgruine. Einmal im Jahre (d. h. wohl eben in der Weihnacht) halten die Werwölfe dort Springübungen ab. Wer den Sprung infolge von Schwerfälligkeit nicht leistet, wird von dem Vorsteher mit der Peitsche geschlagen. Etwas anders schildert den Verlauf der Verzauberung der Wittenberger Medizinprofessor Kaspar Peucer, Melanchthons Schwiegersohn: Nach Weihnachten erscheine ein hinkender Knabe und rufe die „Teufelsleute“ zusammen. Die Verzauberung geschieht aber dann auch bei ihm durch Teilnahme an dem Rundtrunk. Folgen die Werwölfe nicht gleich, so werden sie von einem langen Kerl mit einer Peitsche angetrieben, so daß sie noch lange — auch als Menschen — die Spuren davon behalten. Als bald laufen sie von dannen. Kommen sie an ein Wasser, so schlägt der Führer mit der Peitsche hinein, worauf sich ein trockener Pfad bildet. Nach zwölf Tagen kehren sie wieder in ihre Menschengestalt zurück.

Ein Gegenstück zu diesem Aberglauben ist der Brauch, in der Weihnacht auf einem Kreuzwege eine Biege zu

opfern, um die Wölfe den Viehherden fernzuhalten. Ihn bezeugt schon der 1655 gestorbene Kurländische Superintendent Paul Einhorn in seiner außerordentlich seltenen Schrift „Widerlegung der Abgötterey und nichtigen Aberglaubens, so vorzeiten auß der heydnischen Abgötterey in diesem Lande entsprossen und bißhero im Gebrauche blieben.“ Viel länger gehalten hat sich das sog. Wolfsjagen in der Christnacht. In den von Johann Friedrich Necke herausgegebenen „Neuen wöchentlichen Unterhaltungen größtenteils über Gegenstände der Literatur und Kunst“, 2. Bd. (1808), S. 106 findet sich unter dem Titel: „Das Wolfsjagen in der Christnacht, ein Überbleibsel aus der lettischen Vorzeit“ ein sehr interessanter kleiner Artikel von Dr. Ulrich Ernst Zimmermann (seit 1804 Inspektor des Goldingenschen Schulkreises). Auf einer Dienstreise von Goldingen nach Windau habe er am Heiligen Abend im „Neuen Krüge“ im Piltenschen einkehren müssen. Der Wirt habe ihn gleich darauf vorbereitet, daß die Nacht ziemlich unruhig werden würde, weil die jungen Leute aus der Nachbarschaft sich hier versammeln würden, um die Wölfe für den nächsten Sommer zu verjagen. Gegen acht Uhr abends seien dann auch zahlreiche lettische Burschen und Mädchen am Wirtshaus vorüber nach dem Walde gezogen, hätten dort nach verschiedenen Richtungen ihre Knüppel geschleudert und dabei unverständliche Worte gemurmelt. Kaum aber seien sie auf die große Straße zurückgekehrt, so hätte wilde Musik und lautes Geschrei sich erhoben. In der Schenke hätten sie dann die ganze Nacht getanzt und getrunken, um bei Sonnenaufgang wieder in den Wald zu laufen und Stöcke herumzuwerfen. Der Wirt habe ihm gesagt, daß auch in den Nachbardörfern in dieser Nacht die Wölfe gebannt würden.

Zimmermann macht im Anschluß hieran die Bemerkung, daß die Letten unter freiem Himmel den Wolf nur mit Namen riefen. Sie nannten ihn statt dessen Waldgott oder

Waldschaf, auch den Zottigen, den Bärtigen. Auch schon der „Gelehrte Passagier“, dessen Reiseerlebnisse in Nordkurland im Jahre 1719 in Johann Kanolds „Curieuse und nützliche Anmerkungen aus Natur- und Kunstgeschichten“ (Budissin 1726—27) eingerückt sind, erwähnt, daß die lettischen Bauern vor jedem Wolf einen Heidenrespekt hätten, weil sie immer mit der Möglichkeit rechneten, daß es ein Werwolf sei. Sie begrüßten daher auch einen Wolf im Walde mit guten Worten: „Guten Tag, du reisender Mann!“ und wie die Komplimente sonst lauteten.

Die letzte Spur von diesem Wolfsjagen-Aberglauben enthält eine Nachricht in einem ausgezeichneten Aufsatze von Leonid Arbusow über Zauber- und Hexenwahn in den baltischen Provinzen (Riga'scher Almanach 1911, S. 126). Danach hat man noch im Jahre 1836 im Windauschen fest daran geglaubt, daß ein besonders großer Wolfschaden nur dadurch entstanden sei, daß das Wolfsjagen wegen schlechten Wetters in der Weihnachtszeit unterblieben sei.

Gäste in Mitau

Von Maximilian Müller-Sabusch

Gast sein in Mitau — wer von den deutschen Soldaten, die ein günstiges Geschick hierher geführt hat, wünscht sich für den Augenblick etwas Schöneres, es sei denn ein Heimatsurlaub oder gar die Reservefahrt! Und es hat schon manchem vor ihnen gefallen, nicht nur den russischen Gouverneuren, und ihren Beamten, die im Schloß der Kurländischen Herzöge saßen und sich alle Mühe gaben, die deutsche Kultur des Gottesländchens mit den Segnungen russischen Tschinowniktums zu beglücken, auch anderen illustren und kuriosen Gästen . . .

Von drei solchen Gästen will ich erzählen.

*

*

*

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte Mitau eine Art Blütezeit. Die beiden Herzöge aus dem Hause Biron konnten zwar mit dem Adel des Landes, der große Rechte besaß, nie ein friedliches Zusammenleben erreichen, aber ihr Hof zog doch manchen Fremden an. Mitau lag auf dem Wege nach Petersburg, und vom Hofe der zweiten Katharina, der nordischen Semiramis spannten sich manche Fäden nach Westeuropa. Wer nach Petersburg reiste, machte in Mitau Station, und war er ein „Fremder von Distinktion“, so war es ein Leichtes für ihn, zu Hofe aden zu werden.

Der erste der Gäste ist, für unsern Geschmack allerdings mehr Abenteuerer als vornehmer Reisender, Giacomo Casanova, von eigenen Gnaden Chevalier de Seingalt, für gutes und bares Geld auch päpstlicher Ritter vom Orden des goldenen Sporns, Venezianer von Geburt, aber

in aller Herren Länder heimisch, Spieler und Spekulant, wenn es nicht anders ging, auch einmal Betrüger, Held ungezählter galanter Abenteuer, die er uns in seinen vierbändigen Memoiren sorgfältig aufgezeichnet hat. Ein Liebesabenteuer hat er in Mitau freilich nicht erlebt, aber seine Gewandtheit hat er auch hier bewiesen. Als er, natürlich auch auf der Durchreise nach Petersburg, ankam, waren drei Dukaten, dazu ein Empfehlungsbrief an einen Herrn von Kaysersling sein ganzer Besitz.

Den Brief gab er ab und wurde als interessanter Mann sogleich zum Frühstück gebeten. Er plaudert, erzählt, ist ganz Mann von Welt, aber mit nur drei Dukaten in der Tasche. Was macht's? Ein Mann wie er ist ganz anderen Lagen gewachsen. Seine Vaterstadt, die ihn nicht lieb hatte, hatte ihn in ihrem fürchterlichsten Gefängnis, in der glühenden Hitze der Bleidächer eingekerkert, aus denen noch nie jemand entkam. Casanova war der einzige, der es doch verstand, und ihn sollte solche Sorge ernstlich drücken! Es ist, als wollte er das Schicksal nun erst wirklich herausfordern. Bei Tische bedient ein hübsches Mädchen; eine Polin, sagt Casanova, eine Lettin wirds wohl gewesen sein. Eine hübsche Larve, das ist eher wert, sich damit zu beschäftigen. Mache man dem hübschen Kinde eine Freude! Die Hand greift nachlässig in die Westentasche, in der das lose Geld steckt, und schenkt ein Trinkgeld, was sie dort faßt — drei goldene Dukaten! Ja, so benimmt sich der Mann von Welt.

Wie nun weiter, weiß er freilich nicht. Im Gasthof erwartet ihn ein Lakai: die Herzogin läßt ihn für den Abend zum Ball laden. Casanova bedauert, seine Kleid seien noch nicht angekommen. Umgehend kommt der Bescheid, es sei — und man versäumt nicht, ihm zu verstehen zu geben, mit Rücksicht auf den vornehmen Fremden — ein Maskenfest und der Herr Chevalier werde mit leichter Mühe und um wenig Geld ein Kostüm in der Stadt leihen können.

Aber weniges Geld ist immer noch mehr als gar kein Geld. Und wie zum Spott kommt nun ein Jude, der dem fremden Herrn Friedrichdors in Rubel umwechseln will. Seine Versicherung, keine Goldstücke zu haben, erweckt nur ein ungläubiges Lächeln. Ein Cavalier, der einem hübschen Mädchen drei Dukaten als Trinkgeld gibt. —

Ein Gedanke fährt Casanova durch den Kopf. Er merkt, daß seine prahlerische Gebärde schon in der Stadt bekannt geworden ist und ihm Kredit verschafft hat. Er schlägt dem Wechseler ein anderes Geschäft vor, will Rubel gegen einen Wechsel auf Petersburg haben. Und der Mann, der nicht einen Pfennig sein eigen nennt, bekommt auf Kredit 400 Rubel.

Jetzt kann er zum Balle gehen, kann spielen und schamuzieren und den reichen Fremden von Distinktion darstellen. Und es gelingt ihm, den Herzog so zu gewinnen, daß er ihm einen Hofwagen zur Reise nach Riga zur Verfügung stellt. Ein Gastgeschenk bekommt er auch noch. Der Herzog läßt ihm die Wahl, ob er ein Schmuckstück oder den entsprechenden Geldeswert haben will. Und der Chevalier neigt sich, dankt und — wählt das Geld. 400 Rubel vom Wechseler, 400 Taler vom Herzog, für einen, der mit drei Dukaten zum Tore hereinfuhr und auch diese noch vertat.

*

*

*

Casanova verstand, die Dummheit seiner Mitmenschen zu nützen, aber seine Pffiffigkeit, sein Wiß und sein Geist machten ihn zu einer wirklich originellen Erscheinung, der das eigentlich Bözartige abging. Von einem anderen Abenteuerer, der bald nach ihm in Mitau austauchte, kann man das nicht sagen.

Wie Casanova sich zum Chevalier machte, so machte dieser sich zum Grafen und unter seinem gräßlichen Namen ist Cagliostro, der eigentlich Giuseppe Balsamo aus Palermo hieß, auch in die Geschichte übergegangen, denn

in einer der berühmtesten Skandalgeschichten, die in den letzten Jahren des französischen Königtums spielt, der sogenannten „Halsbandgeschichte“, war er einer der Hauptspieler.

Er war ein Nachfahr jener Leute, die ein Säkulum als Alchimisten und Goldmacher die Fürsten betrogen. Gold machen zu können, behauptete auch er, aber sonst hatte er sein Auftreten mehr seiner Zeit angepaßt. Wir nehmen diese Jahrzehnte oft allzusehr als die Zeit der Aufklärung und vergessen, daß in der großen Masse nicht nur des Volkes der eben von der Aufklärung bekämpfte Aberglaube noch üppig wucherte. Es ist die Zeit der geheimen Verbindungen und Orden, wie der Rosenkreuzer und der Illuminaten, die sich äußerlich der Freimaurerei anpaßten, und als Gründer solcher geheimen Gesellschaften trat auch Cagliostro auf.

Wir besitzen über seinen Aufenthalt in Mitau genaue Aufzeichnungen der Dichterin Elisa von der Recke, der Schwester der letzten Herzogin von Kurland, die selbst damals seinen Künsten erlag und in ihm ein halb übernatürliches Wesen erblickte, wie er ja auch selbst behauptete, der Sohn eines Geistes und einer Erdentochter zu sein und 150 Jahre alt sein wollte. Elisas Buch hat später in erster Linie dazu beigetragen, den Betrüger zu entlarven.

An einen Onkel Elisas, den Landmarschall von Medem, der damals Meister vom Stuhle der Mitauischen Freimaurerloge war, wandte sich Cagliostro zunächst und gab vor, in geheimem Auftrage von seinen „Oberen“, die er als göttliche Wesen darstellte, entsandt zu sein. Er verstand es, sich mit einem geheimnisvollen Mantel zu umgeben und scheute selbst die gewissenlosesten Mittel nicht, den Schein des Wunderbaren zu erhalten. Ein kleiner Better Elisas, der ihn bei seinen Experimenten unterstützte, stand so unter seinem Einfluß, daß er ihm bei allen Betrügereien half. Erst später gestand das von ihm durch furchtbare Drohungen eingeschüchtern Kind, wie es mißbraucht sei.

Cagliostro wollte eine „Loge d'Adoption“ gründen, die auch Frauen aufnehmen sollte. Seine Jünger und Jüngerinnen versprach er, hoher überirdischer Geheimnisse theilhaftig zu machen und ihnen den Verkehr mit dem Geisterreich zu öffnen. Mit Fußstampfen, Degenschlagen und unverständlichen Worten veranstaltete er Geisterbeschwörungen und verstand es dabei, den Glauben zu erwecken, daß er wirklich über übernatürliche Kräfte gebiete, sogar einen Schatz wollte er heben, nur kamen im letzten Augenblick die bösen Geister und hinderten das nützliche Werk. Trotzdem begegneten ihm viele mit Mißtrauen. Elisa freilich und viele andere waren kindlich gläubig. Sie selbst erzählt einen Zug davon. Der Wundermann hatte behauptet, daß die großen Perlen des Geschmeides der Herzogin-Mutter von ihm aus kleinen unansehnlichen Perlen zusammengeschmolzen seien. Darauf brachte ihm Elisa, die zu einem guten Zwecke Geld gebrauchte, ihre eigenen kleinen Perlen, damit er auch an ihnen die Umwandlung vornehme. Natürlich fand Cagliostro einen Vorwand, der ihm das verbot.

Eine gewisse Methode steckte freilich in seiner tollen Lehre. In den im geheimsten Kreise gehaltenen Vorträgen entwickelte er ein regelrechtes Geistersystem, aber alles das half ihm auf die Dauer nichts. Zwar vermochte er jedem Zweifel mit großer Geschicklichkeit zu begegnen, aber schließlich beging er aus Übermut Dummheiten, die den Kreis der Ungläubigen immer größer machten, vor allem eine alberne Todesdrohung gegen die Großmutter Elisas, die Starostin von Korff, die den Betrüger erkannt hatte und ihn aus ihrem Hause wies. Schließlich hielt er es für gut, seine Zelte abzubrechen, bevor ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wurde. Er zog nach Petersburg weiter, hatte hier freilich gar kein Glück. Und auf der Reise hielt er sich in Mitau überhaupt nicht auf.

Mancher seiner Anhänger glaubte freilich auch da noch an ihn, zumal ihm jeder eigennützige Grund fern gewesen

zu sein schien. Aber auch das stimmte nicht; einer der Gläubigen, der Graf von Howen, gestand später, daß Cagliostro ihm 800 Dukaten, also ein recht hübsches Sümchen und einen kostbaren Ring abgeschwindelt habe, und fügte hinzu, daß er nicht der einzige Geschädigte sei. Die Scham hatte ihn wie die meisten anderen zurückgehalten, einzugestehen, daß er betrogen sei, erst eine Frau hatte den Mut, ihn zu entlarven.

*

*

*

1795 legte der letzte Herzog von Kurland seine Würde nieder. Aber das Schloß auf der Na-Insel blieb nicht lange leer. Zwei Jahre später zog ein König dort ein, freilich ein König ohne Land, Ludwigs XVI jüngerer Bruder, der 20 Jahre später als Ludwig XVIII den Thron Frankreichs bestieg.

Er war aus Frankreich geflohen, aber die politischen Verhältnisse gestalteten sich so schlecht, daß kein deutscher Fürst — bis dahin hatte er in dem Braunschweigischen Blankenburg Zuflucht gefunden — ihm Gastfreundschaft gewähren konnte. Da erschien ihm im Zaren Paul I., dem unbedingten Beschützer starrster Legitimität, ein Retter. Das Schloß in Mitau sollte dem Flüchtigen, den Paul feierlich als König von Frankreich und Navarra anerkannte und dem er die Ehren eines Souveräns erwies, zur Verfügung stehen.

Von den Einwohnern und einer Abteilung der Kaiserlichen Garde feierlich bewillkommt, zog Ludwig in Mitau ein. Und ein letzter Schein des königlichen Glanzes von Versailles leuchtete jetzt im Mitauer Schloß. Die vornehmsten der französischen Emigranten eilten herbei; ein Hofleben entstand, das bei allem Zeremoniell wie groteske Tragik wirkt. Ludwigsritter wachten mit gezogenem Degen vor des Königs Gemach, Wachen in prunkender Uniform traten ins Gewehr, wenn ein Prinz von Geblüt erschien, und in allen Hauptstädten Europas residierten Gesandte seiner aller-

Christlichsten Majestät, aber die Majestät selbst wußte nicht aus und ein, und die diplomatische Tätigkeit der Gesandten galt weniger der Wiederherstellung des französischen Königsthrones als der Geldbeschaffung. Das Scheinkönigtum war notdürftig vergoldet, der Urenkel des Sonnenkönigs mußte — betteln. Der Zar gab 200000 Rubel banko jährlich, 180000 Franken sandte der König von Spanien, aber andere Höfe ignorierten die Briefe einfach und es klingt wie ein fürchterlicher Witz, daß an diesem Hofe, der betteln mußte, ein Kardinal als Großalmosenier war.

1799 fand noch die feierliche Vermählung der Tochter Ludwig XVI, die der grausamen Haft des Temples entronnen war, mit ihrem Better statt, aber die Braut konnte nicht einmal eine Aussteuer erhalten. Das Leben im Mitauer Schloß wurde stiller und stiller, die Anhänger langweilten sich und reisten ab. Es wurde einsam um Ludwig XVIII und bald nahm die ganze Herrlichkeit ein Ende.

Aus Haß gegen die Republik hatte Paul I. dem Flüchtigen Obdach gewährt. Aber das Kriegsglück wandte seinen Sinn, Napoleon verstand es, ihn von seinen Verbündeten zu trennen und die Folge war der schroffe Befehl an Ludwig XVIII, Mitau zu verlassen. Der König, der zu bitten ja schon gelernt hatte, flehte um Rücknahme des Befehls. Die Antwort bestand in einem groben Briefe von Pauls Sekretär: . . . „Er, der Zar, bedauert, den König daran erinnern zu müssen, daß Gastfreundschaft eine Tugend, aber keine Verpflichtung ist“. Noch wollte Ludwig an diese Sinneswandlung nicht glauben, da kam von Petersburg der Befehl an den Mitauer Gouverneur: „Teilen Sie Herrn Ludwig XVIII mit, daß der Kaiser ihm befiehlt, unverzüglich nach Kiel zu seiner Gemahlin zu reisen und dort zu wohnen“.

Herrn Ludwig XVIII! — so schrieb derselbe Paul, der wenige Jahre vorher sich nicht genug tun konnte, die königliche Würde seines Schüßlings zu betonen.

Gerade am Todestage Ludwigs XVI traf die Botschaft ein — am folgenden Tage reiste der König ab. Die Reise war — mitten im Winter — unendlich mühevoll und der Anwärter auf Frankreichs Thron wußte nicht einmal, wohin er seinen Stab setzen sollte. Er ist später noch einmal, nachdem Paul ermordet war und Alexander den Thron bestiegen hatte, nach Mitau zurückgekehrt und hat hier noch von 1805 bis 1807 gewohnt, aber dieser Aufenthalt bot nichts Bemerkenswerthes mehr. Napoleons Stern strahlte immer heller und Ludwig selbst dachte wohl kaum noch daran, daß er einst nicht nur König von Frankreich heißen, sondern auch König sein würde.

* * *

Casanovas und Cagliostro's Andenken sind in Mitau vergessen. Als Erinnerung an Ludwig XVIII zeigt man im Museum eine schöne schmiedeeiserne Treppe, die zu seiner Loge in der alten katholischen Kirche führte. Und auf dem Mitauer Friedhof ruht einer der interessantesten Menschen seines Hofes, der Abbé Edgeworth, der Beichtvater des sechzehnten Ludwig, der ihn auch auf seinem Wege zum Schafott begleitete.

* * *

Ein fahrender Alkovenheld, ein Lügner von Anfang und ein König im Exil — alle drei Gäste in Mitau. In 100 Jahren kann ein anderer Chronist von anderen Gästen erzählen, von feldgrauen Männern, die Deutsche dem Deutschtum wieder gewannen. Und mich deucht, jener ist zu beneiden, denn ich kann nur von Abenteurern erzählen, er aber wird ein Heldenlied singen.

Deutsches Werden in Libau

Von Hanns Dohrmann

Als ich Libau im Februar 1917 verließ, voll seltsamer Gefühle zurückblickend auf die zwei wechselreichen, schweren Kriegsjahre, die ich in dieser Stadt verbrachte, leuchtete und schimmerte frisch gefallener, reiner Schnee auf allen ihren Türmen, Dächern und Plätzen. Schellenbehängte Pferdchen zogen die schmalen Schlitten durch enge, belebte Gassen, die Linden des Kurhausprospettes standen reich mit Schnee überschüttet, geschäftig und zufrieden wandelte die Menschheit, und über das dunkelgetönte, ewig raunende Meer zogen neue graue Schneewolken von Westen herauf. . . . Es wird für gewöhnlich spät Winter in Libau; wenn aber einmal der Himmel seine weißen Tücher verschwenderisch über den Kurländischen Strand, die Stadt und die Wälder am Meere gebreitet hat, dann weht auch echte Winterluft und alle Herrlichkeit nordischen Winters tut sich auf!

An einen solchen durch weiche Schneefälle wunderbar verschönten Wintertag im Jahre 1915 muß ich mich heute unwillkürlich erinnern. Fromm und gut fielen die Flocken, und ihre weißen Schleier, die die Dinge gütig verhüllten, taten unendlich wohl. Denn für Stunden wenigstens machten sie die trostlose Wirklichkeit vergessen, den trüben Ernst der Zeit und all die häßlichen Einzelheiten der russischen Herrschaft, die damals wie ein Alp über der vergewaltigten deutschen Ostseestadt lag. Alles Leben war tot und erstarrt, auf den Straßen gingen die Menschen stumm und gedrückt, denn die Grausamkeit der fremden Gewalthaber hatte ihnen die Muttersprache verboten; Aufpasser und russische Büttel standen lauernnd an jeder Ecke, in den leeren Geschäften gähnten die Verkäufer, gellend

schrieten lettische Straßenbengel die nimmer abreißen den russischen „Siege“ aus, und nirgends klang ein freies Lachen, leuchteten ein Paar blaue Augen, jubelten, wie sonst, deutsche Buben und Mädchen über den neuen Schnee; selbst das Klingeln der Schlittenschellen sang müde und melancholisch in den verlassenem Straßen, und deutlich hat mich damals das ganze traurig veränderte Bild an die schneeberwehte Ode russischer Steppen erinnert und an Sibirien, das uns allen drohte, seit man viele von uns dorthin geschickt. . . . Ich ging fröstelnd den Hafen entlang, der einsam und voll toter Schiffskörper lag, zum Meer hinunter; leise fiel der Schnee; an einem mißtrauisch äugenden Soldaten in plumper Uniform schob ich mich rasch vorbei, dann hab' ich lange und ganz versunken in unfrohe Gedanken dem tröstenden Flüstern der See gelauscht, die hinter den weißen Schleiern des Schneefalls unsichtbar und ruhig atmete im ewigen Rhythmus der Urzeit. . . . Aber wüste Stimmen auf der Düne, laute Rufe und aufgeregte winkende Arme riefen mich zu früh in die wirklichkeitsnüchterne Gegenwart zurück, und ein flachnäsiger Kosak, der auf struppigem Steppenpferd an mich herangeritten war, bedeutete mir ziemlich barsch, ich möchte mich entfernen und den Strand verlassen, deutsche Schiffe lägen draußen vor der Hafeneinfahrt, und in das weiße Flockengeriesel über dem Meere wies sein Arm und zeigte mir die verwischten Silhouetten dunkler Schiffskörper und Schwaden grauen Rauchs. . . . Es war ein seltsames Gefühl, so nah und doch so fern Deutsche zu wissen! Deutsche, die wir als Befreier bang und ungeduldig herbeisehnten! . . . Als ich erregt in die Stadt zurückgekehrt war, boten die Straßen schon ein völlig gewandeltes Bild, eifrig rannten Soldaten und Offiziere durcheinander, in flatternder Pumphose, die Tellermütze schief auf dem runden Asiatenkopf, schimpfte ein Polizeigewaltiger über Gott und die Menschen; und Betten, Juden und Russen liefen mit Bündeln den langen

Prospekt zum Bahnhof hinunter, gehezt und in unbegreiflich-panischer Angst vor dem Schatten der deutschen „Piraten“. Nur die Deutschen grüßten einander mit stummem, leuchtenden Blick und ein seltsames Fieber war über uns gekommen, als krachend die ersten Schüsse fielen, schwer der Donner der Geschütze über die Stadt fortrollte und über dem Kriegshafengebiet langsam und drohend Wolken dieses Rauches in den grauen Winterhimmel stiegen. Deutsche Eisengrüße von deutschem Schiff! . . .

Jener Tag gehört nun schon ganz der Vergangenheit an und längst wandeln die blauen Jungen, die uns damals ihre so verschieden aufgenommenen Grüße sandten, durch Libaus friedliche Straßen, als pflegten sie sich ein paar Tage im altvertrauten Heimathafen. Libau ist in der Tat wieder deutsch und frei geworden; denn als im Lenz des Jahres 1915 die deutschen Reiter und blauen Jungen als Sieger und Befreier in die Stadt zogen, schmückte auch das Libauer Leben sich zaghaft wieder mit neuen Blüten. Eine Weile hat es wohl gedauert, ehe mitten im Kriege die Spuren harten russischen Regiments sich verwischten, und nicht von heute auf morgen belebten sich wieder Handel und Wandel nach Monaten traurigen Ruins. Heute aber, da fast zwei Jahre vergangen sind, seit über Libau zum ersten Male die schwarz-weiß-rote Fahne emporflatterte, gedenkt man, unpußt und umbrandet von neuem kraftvollen Leben, des russischen Einst doch nur lächelnd als einer trüben Erinnerung.

Schon das äußere Bild der Stadt hat sich seltsam verändert. Kein Ladenschild in den Straßen weist mehr das krause Wirrwarr landfremder russischer Buchstaben auf; fast ausschließlich deutsche Unterhaltung hört man im Strome der Passanten und staunend blickt man auf, wenn hier und da einmal doch noch russische Worte fallen; an den Ecken bieten Frauen und Knaben die auferstandene Libausche Zeitung aus, die, ganz im Stile reichsdeutscher Blätter

ausgestattet, auch hier die Nachrichten über „unsere“ herrlichen Siege verbreitet; feldgraue Uniformen und blaue Matrosenblusen haben den russischen Soldatenmantel ganz verdrängt . . . nur als Kleid der Gefangenen taucht er häßlich und abgenüßt noch da und dort wie ein Schatten der Vergangenheit aus dem Gewühl der Gassen; aus den an den Litsfassäulen klebenden Theaterzetteln ist ersichtlich, daß im Libauer Deutschen Theater abends Kadelburg und Moser gegeben werden; und Buben mit den grünen Gymnasiafendekeln deutscher Knaben, Damen im Schmucke deutscher Mode und Herren mit der Zigarre statt der auch schon in Vergessenheit geratenden russischen „Papyrus“ tragen buntere Farben in das grau-grüne, etwas einförmige Auf und Ab deutscher Soldaten. Sonntags aber lachen und weinen die lustigen und wehmütigen Klänge deutscher Volks- und Soldatenlieder auf dem „Rosenplatz“ oder vor dem neuen Denkmal zur Erinnerung an die Besetzung Libaus, und im Publikum summt man die altgewohnten Melodien lächelnd mit. Die Kommandantur, die Villa des Gouverneurs, das Polizeipräsidium, die Post und all die vielen amtlichen Stellen, die in den öffentlichen Gebäuden der vertriebenen russischen Machthaber untergebracht sind, prangen an hohen Feiertagen im bunten Schmucke deutscher, österreichischer, türkischer und bulgarischer Fahnen. Selbst die Gewohnheiten und Erscheinungen, die der Krieg und die Not der Zeit gebracht haben, erinnern in Libau an die kriegsveränderten Verhältnisse Deutschlands, so an die Reihen der brotkartenbewehrten Käufer vor den Bäckerläden, die Frauen als Briefträger und Straßenbahnschaffner, die dicken Holzsohlen der Jungen und die tausend Ersatzmittel in den Schaufenstern. Das opferfreudige deutsche Wort vom Durchhalten setzt auch der Libauer Bürger gern und in dem zuversichtlichen Glauben an seine deutsche Zukunft in die Tat um!

In rastloser, emsiger Arbeit haben übrigens die deutschen

Männer, die Libau nun seit halb zwei Jahren verwalten, Erstaunliches geleistet. Ihnen ist es in erster Reihe zu verdanken, daß der deutsche Charakter der Stadt wieder so deutlich zu Tage tritt und die Lebensbedingungen am Orte unter dem Kriege so unverhältnismäßig wenig zu leiden haben. Die Bürger Libaus, selbst die deutschfeindlichen, fremden Elemente, versagen ihrer Zivilverwaltung daher auch nicht dankbarste Anerkennung, und besonders Stadthauptmann Becherer, der Polizeipräsident des Berliner Vorortes Neukölln ist, darf sich dessen wohl rühmen, heute in Libau äußerst populär und von der ganzen Bevölkerung tief verehrt und hoch geachtet zu sein. In der im Grunde kurzen Zeitspanne von keinen zwei vollen Jahren hat dieser hervorragende Beamte es in der Tat zuwege gebracht, das Libauer Leben mustergültig für eine Stadt im besetzten Gebiet zu organisieren. Es klingt beispielsweise kaum glaublich, daß Libau bereits seine Laubkolonie nach deutschem Muster besitzt, daß die Libauer Stadtdomäne „Libaushof“ mitten im Kriege zu einer Musterwirtschaft umgestaltet wird, und daß auf dem Gebiete sozialer Fürsorge, das bisher ganz brach lag, bereits reiche Erfolge zu verzeichnen sind. Mittelstands- und Notstandsküchen, Kinderasyle und Kleinkinderbewahranstalten, Schulen und Turnplätze sind auf Herrn Becherers Initiative hin geschaffen worden, wirken reichen Segen und bewähren sich vortrefflich. Selbst für solche Kleinigkeiten, wie die Beschaffung eines täglichen warmen Frühstückes für die Volksschüler auf Kosten der Stadt ist in rührendem Eifer von den Verwaltungsbehörden der militaristischen Barbaren gesorgt worden. Und das mitten im Kriege! Holz- und Lebensmittelzufuhr, die auch in Libau schwierig ist, wickelt sich trotzdem befriedigend ab. Dabei wird in finanzieller Hinsicht sparsam gewirtschaftet, und der kürzlich stattgehabten ersten Versammlung seiner städtischen Beiräte aus der Gemeinschaft der Bürger konnte Herr Becherer gar mitteilen, daß ein nicht unwesentlicher

Posten der in den schweren ersten Wochen nach der Besetzung entstandenen bedeutenden städtischen Schuldenlast bereits getilgt ist. Daß der hochgeachtete Nestor der deutschen Gesellschaft Libaus, das um das Deutschtum in den Ostseeländern verdiente ehemalige Stadthaupt, Rechtsanwalt Adolphi, bei dieser Gelegenheit dem Herrn Stadthauptmann den wärmsten Dank der Libauer Bevölkerung aussprach, ist nur selbstverständlich.

Die deutschen Balten aber, endlich befreit von dem Damoklesschwert der slawischen Vernichtungswut, empfinden es dankbar und stolz, daß auf unserem fernen deutschen Posten nicht alle unsere mühsame Arbeit für die Erhaltung deutschen Volkstums vergeblich war; unter dem mächtigen Schutze des Deutschen Reiches wird — das glauben wir zuversichtlich — auf das deutsche Werden in unserer teuren Heimat bald ein deutsches Blühen, Gedeihen und Reifen im Zeichen schwererkämpften, aber segensreichen Friedens folgen.

Talsen

Der Flecken Talsen in Kurland ist nicht leicht zu erreichen. Man muß erst mehrere Stunden lang von Mitau nordwestlich auf der Bahn nach Windau bis Bahnhof Stenden fahren, und dann sind noch 15 Kilometer im Auto oder Panjewagen oder zu Fuß zurückzulegen. Aber dieser Weltabgeschiedenheit dankt Talsen seinen friedlichen und behaglichen Charakter. Auch der Weltkrieg hat dem Flecken nichts anhaben können, nur in der Ferne haben die Kanonen gebullert, und ein paar russische Kosaken- und preußische Ulanenpatrouillen sind durch die Gassen gesprenkt. Der Ort liegt zum Teil im Tale an zwei Seen — daher nach der Volksethymologie der Name Tal-Seen —, zum Teil auf den sanften Höhen, die sich an beiden Seen hinziehen. An den einen See drängen sich die Häuser mit ihren roten Dächern und dunklen hölzernen Schuppen dicht heran. Der Klosterberg soll einst eine Feste der Urbewohner getragen haben. Er würde also als ein sogenannter Pilskaun, wie die altlettischen Burgberge heißen, anzusprechen sein. Später soll hier ein Mönchskloster gestanden haben, und ein unterirdischer Gang habe nach der Ordensritterburg auf der gegenüberliegenden Höhe geführt. Sonst aber, versicherte man mir, gebe es in Talsen durchaus keine Sehenswürdigkeiten. Bekanntlich kann man aber überall etwas Interessantes finden, wenn man nur die Augen aufmacht. Ich trat in die Kirche ein. Alles sauber und ordentlich, aber nüchtern und konventionell. Das gilt besonders auch von dem Altarbilde, einer Himmelfahrt Christi von dem Dresdener Maler Schönherr. Es ist an Stelle eines Gemäldes von Johann Samuel Benediktus Grune (geboren 1782 in Eisleben, gestorben 1848 zu Blieden in Kurland) getreten, das die Szene dar-

stellte, wie Jesus die Kindlein zu sich kommen läßt. Weßhalb man es entfernt hat, weiß ich nicht. Neben dem Altar fand ich nun aber, in die Wand eingelassen, ein sehr interessantes Grabdenkmal, eine Steintafel mit folgender Reliefdarstellung: In der Mitte ragt ein dürrer, entlaubter Baum auf, am Fuße des Stammes sitzt auf einer Rasenbank ein Ritter, in Stahl gehüllt, mit aufgeschlagenem Visier, mit geschlossenen Augen, das Haupt auf den rechten Arm gestützt, schlafend. Links neben ihm lehnt an der Bank sein Wappenschild: auf einem rechten Schrägbalken drei Sterne. Rechts neben ihm ist eine kleine Tafel aufgerichtet mit der Inschrift: „Der Tod ist die sanfte Nacht des unruhigen, mühevollen Tages, den man Leben nennt.“ Um das ganze Bild herum geht ein Torbogen mit dieser Inschrift: „Hier ruht die Familie Wischer aus dem Hause Wihzeden. Dem letzten seines Stammes, Ewald Friedrich von Wischer, gestorben 1794, von seinem dankbaren Pflege Sohne B. Aschenberg.“ Von den Einheimischen, die ich wegen des Bildes befragte, wußte zunächst keiner etwas davon; endlich erzählte mir ein würdiger alter Herr: Ja, dieser Ritter sei der Letzte seines Stammes gewesen — das deute der dürre Baum an —; er habe ein tragisches Ende gefunden: nach jahrelanger Abwesenheit von einer weiten Kriegszeit zurückkehrend, sei er angeichts der Burg seiner Väter, vom Blitze getroffen, tot vom Pferde gesunken. „Der Tod ist die sanfte Nacht des unruhigen Tages, den man Leben nennt“ — eine passende Inschrift auf so manches Kriegergrab im Osten!

Und noch eine Entdeckung glückte mir. In der Nähe der Kirche liegt ein Haus, in dem gute freundliche Menschen wohnen, und in dem echte baltische Gastfreundschaft erzeigt wird, wie sie schon vor vielen Jahrzehnten der Reiseschriftsteller Johann Georg Kahl aus Bremen, der sechs Jahre lang als Hauslehrer in Kurland weilte, gerühmt hat: „Es ist unmöglich, daß Abraham den armen Fußgängern, die an seine Hütte pochten, mit mehr Bereitwilligkeit die Thür

öffnete, das Lager bereitete und ein Bäcklein schlachtete, als man hier den Fremdling aufnimmt, zum Mittags- und Abendbrottisch führt und ihn hernach unter Himmelbetten polstert.“ Hinter dem einstöckigen, geräumigen, mit altmodischem Hausrat höchst gemütlich eingerichteten Hause zieht sich der Garten hin, zu dem man über eine Brücke gelangt, unter der ein munteres Bäcklein dahineilt. An allerlei Gesträuch und Beeten vorbei geht man weiter, durchschreitet den Obstgarten und stößt endlich im Hintergrunde auf ein hübsches Gartenhäuschen. Beim Eintritt sah ich in einer Ecke einen wunderbaren Wandschrank mit seltsamer Schnitzerei und bunter Bemalung, lockigen pausbäckigen Englein und exotischen Blumen. Der Besitzer erzählte, der Schrank stamme aus Holland und sei zur Zeit seines Großvaters bei einem Schiffbruch unweit Windau an den Strand geworfen worden. Nachdenklich betrachtete ich den alten Schrank, und allmählich bekam er in meinen Augen symbolische Bedeutung: wie manches Menschenkind ist schließlich ganz wo anders hingekommen, als es ihm bestimmt schien, und hat seine Ruhe an einem fernen Erdenflecken gefunden, an den es früher und seine Eltern nie gedacht haben!

Die Bauskenburg und Burfhard Waldis

Es war im Herbst des Jahres 1915. Wir hatten vor Warschau und vor Grodno mitgekämpft, waren dann irgendwo verladen und nach Schaulen befördert worden. Wir atmeten auf, als wir die „tote Stadt“ hinter uns hatten und wieder Wälder und Felder und Wiesen um uns sahen. Die Straße verlief meist schnurgerade. Die Reise bot wenig Abwechslung. Zum Übernachten zerstreute sich das Bataillon weit hin, denn es gibt in Kurland keine zusammenhängenden Dörfer, sondern immer nur einzelne Bauernhöfe. Da ragte auf einmal in der Ferne auf einer Anhöhe eine mächtige Ruine auf. Bisher hatten wir immer nur geschichtslose Gegentwärt um uns gehabt, kultivierte Natur, Häuser, Hütten, Scheunen, Ställe, Felder, Wiesen, eine Landschaft im wesentlichen wie daheim, — jetzt erhob sich plötzlich vor uns ein fremdartiger Zeuge der Vergangenheit, ehrfurchtgebietend öffnete sich das Buch der Geschichte. Unablässig behielten wir die Ruine im Auge. Immer klarer wurde die Silhouette, immer wuchtiger traten die Formen der Mauern und Türme und Bastionen heraus. Das mußte eine Ordensritterburg sein! Endlich zogen wir an der Ritterburg vorbei, durch einen rauschenden, stahlblauen Fluß von ihr getrennt, und dann über eine Brücke um den Burgberg herum in das idyllische, damals freilich fast menschenleere Städtchen Bauske.

In den nächsten Tagen war der Schloßberg von Feldgrauen bevölkert. Sie staunten die Mauern und Türme an, begutachteten die neuerdings von den Russen angelegten Erdwerke, wandten sich mit Abscheu ab von den unglaublich unflätigen Bildern, die offenbar russische Soldaten in letzter Zeit mit schwarzer und roter Farbe an die Mauern

gemalt hatten, und amüßigten sich über ein Plakat in deutscher Sprache, das hoch oben an einem Turme baumelte und das Herumklettern in der Ruine verbot. Bei Kriegsausbruch hatten alle deutschen Straßen- und Firmenschilder, Plakate und Inschriften beseitigt werden müssen; nur dieses Schild zu entfernen hatte kein Rittersmann oder Knapp gewagt. Leider ließ sich kein Führer aufreiben, der uns über die Entstehung der Burg und ihre Geschichte belehrt hätte. Nachträglich ist uns eine Menge Literatur darüber bekannt geworden. Ihre ganze Geschichte ist an uns vorübergezogen. Nur die Hauptdaten daraus seien hier zusammengestellt.

Schon 1443 wurde an der Burg von dem deutschen Ordensmeister Heidenreich Vinde von Overberg gebaut. Mehrere Landtage wurden hier abgehalten, oft umbrausten sie die wilden Wogen der Kriege, oft wechselte sie den Herrn. Im Verlaufe des Nordischen Krieges übergab 1703 der schwedische Oberstleutnant Stael von Holstein die Burg dem russischen Obersten Balk. Als nun drei Jahre später die Schweden wieder anrückten, sprengten die Russen das Schloß in die Luft, um den Feinden keine Festung zu überlassen. Ende des 18. Jahrhunderts war die Burg fast ganz verfallen. Abhilfe schaffte 1821 Zar Alexander I., der bei einer Besichtigung der Ruine anordnete, daß die Mauern ausgeflickt und gestützt und die Keller und unterirdischen Gänge vermauert wurden. Später wurden gründliche Restaurationsarbeiten vorgenommen und die Hänge des Schloßbergs mit schönen Anlagen bedeckt.

Aber nichts hat mehr Eindruck auf uns gemacht, als daß der aus der deutschen Reformations- und Literaturgeschichte wohlbekannte Burkhard Waldis jahrelang hier gefangen gelegen hat. Zu Allendorf an der Werra geboren, kam er als Franziskaner nach Riga und war zunächst im Dienste des Bischofs Jasper von Linden gegen die Reformation tätig, trat aber dann zum Luthertum über, legte

die Kutte ab, heiratete eine aus Bauske stammende Frau und ließ sich als „Kannegeter“ in Riga nieder. Wie aber der Nürnberger Hans Sachs „ein Schuh-Macher und Poet dazu“ war, so besleißigte sich auch Waldis, den man den Livländischen Hans Sachs genannt hat, neben der Kannegießerei der Dichtkunst. Sein 1527 in Riga aufgeführtes geistliches Fastnachtspiel „Die Parabel vom verlorenen Sohn“ und seine dem Rigaischen Bürgermeister Johann Butte gewidmete Sammlung von 400 Fabeln haben ihm viel Beifall und Ehre eingebracht. Zu seinem Unglück mengte er sich nun aber auch in politische Händel und trat in Verbindung mit dem intriganten Rigaischen Ratssekretär Johann Lohmüller, der Livland an den Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, den Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen, bringen und den Deutschen Orden vernichten wollte. Infolge der Reisen, die Waldis früher im Auftrage seines Ordens in Deutschland und Skandinavien unternommen hatte, erschien er Lohmüller als besonders geeignet zur Bestellung von Briefen und geheimen Botschaften an auswärtige Fürsten. Als Waldis nun von einer solchen Reise aus Königsberg durch Bauske zurückkehrte, wurde er festgenommen und auf die Burg geschleppt. Hier ließ ihn der Orden mehrmals foltern, um ihm Aussagen über Lohmüllers Pläne abzupressen, und zwar so barbarisch, daß man schon mit seinem baldigen Tode rechnete und einen Sarg bereithielt, in dem man seine Leiche nach Wenden „expedieren“ wollte, „sollte der Bader ihn nicht kurieren können“. Auf Bitten seiner heftigen Angehörigen, die ein Empfehlungsschreiben des Landgrafen Philipp von Hessen mitbrachten, wurde er endlich im Juli 1540 gegen Urfehde freigelassen. Im Winter 1541 finden wir ihn dann in Wittenberg. Wo er die Zwischenzeit verbracht hat, steht dahin. Auskunft geben könnte ein Oктаvbändchen, das einst ihm gehört hat und das vor einigen Jahren aus der Bibliothek des Gymnasiums in Heiligenstadt in die

Königliche Bibliothek zu Berlin übergegangen ist. Leider weist es nur den Eigentumsvermerk „Burkhardus Waldis“ und dazu die Jahreszahl 1540 auf; der Ort, wo Waldis damals weilte, wird nicht genannt (Zentralblatt für Bibliothekswesen 32, 219 ff.). 1544 wurde er Pfarrer zu Abterode, und 1556 oder 57 beschloß er sein schicksalsreiches Leben.



Kurland

in der Vergangenheit und Gegenwart

- Band 1** Kurze Geschichte Kurlands. Von B. von Wilpert. 2. erweiterte und mit den Bildern sämtlicher kurländischen Herzöge und ihrer Gemahlinnen versehene Auflage
- Band 2** Aus dem eroberten Kurland. Enthält Beiträge von M. von Blaesé-Hoerner, Max Büttner, Otto Clemen, Hanns Dohrmann, Herbert Eulenberg, A. Hommerich, Paul Michaelis, Maximilian Müller-Jabusch — Umschlagzeichnung von E. W. Muder
- Band 3** Briefe an Elisa von der Recke. Von Professor DDr. Otto Clemen — Umschlagzeichnung von Alexander von Denffer
- Band 4** Die Letten. Von Professor M. Boehm
- Band 5** Kämpfe um Mitau (Winter 1916/17). Von Kriegsberichterstatter Emil Herold
- Band 6** Gertrud von den Brincken. Gedichte und Balladen.
- Band 7** Aus kurländischen Reisetagebüchern. Von Professor DDr. Otto Clemen
- Band 8** Theodor Hermann Pantenius. Kurlands Heimatdichter. Materialien zu einem Lebensbild. Von Alexander v. Denffer

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Wirth, Berlin-Steglitz

Kurland und Litauen

in deutscher Hand

von Dr. Paul Michaelis

Preis kartoniert 4 Mk., Halbpergamentband 5 Mk.

Eine Schilderung unseres Vormarsches von der ostpreussischen Grenze durch Litauen und Kurland bis zur jetzigen Front, den der Verfasser als Berichterstatter des Berliner Tageblatts mitgemacht hat. Alte freudige und schmerzvolle Erinnerungen werden wach; vertraute Bilder aller bedeutenden Ortschaften des besetzten Gebietes steigen vor unserem geistigen Auge auf. Die Kämpfe sowohl als auch die Arbeit der deutschen Verwaltung werden beschrieben. Wir lernen Land und Leute, Sitten und Gebräuche kennen, sehen Licht- und Schattenbilder im Leben im besetzten Gebiet und können uns auch an Illustrationen nach farbigen und schwarzen Zeichnungen sowie nach Photographien, die dem Buch beigegeben sind, über

Hindenburgs Siegeszug bis zur Düna

unterrichten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Frits Würk, Berlin-Steglitz

Elisabeth Goercke

Nicht untergehen

Gedichte einer Rurländerin

Geschenkband 4 Mk.

Ein Urteil Eine junge Baltin tritt hier vor das Publikum mit Liedern von seltsam süßer, weicher Klangschönheit, die ein großes Formtalent und gleichzeitig einen ungewöhnlichen Reichtum der Bilder und Vorstellungen offenbaren. Musikalische Lyrik möchte ich ihre Gedichte nennen, — jedes Gefühl, jeder Gedanke setzen sich bei ihr um in klingende Wortmusik. Berliner Frauenklub.

Führer

durch Mitau mit

Stadtplan

Preis 50 Pf.

Inhalt: Mitau — Verzeichnis der Straßen, Behörden und Sehenswürdigkeiten — Russische Maße und Gewichte.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Bei Kurt Wolff, Verlag in Leipzig, erschienen die
Dramen und Erzählungen
Herbert Eulenberg's

und zwar:

Anna Walewska, eine Tragödie	Alles um Liebe Alles um Geld
Leidenschaft	Belinde, ein Liebesstück
Münchhausen	Zeitwende
Ein halber Held	Erste Schwänke, vier Einakter
Ulrich Fürst von Waldeck	Der Frauentausch
Ritter Blaubart, ein Märchenstück	Katinka die Fliege, ein Roman
Simson	Sonderbare Geschichten Sittliche Schriften
Der natürliche Vater, ein bürgerliches Lustspiel	

* * *

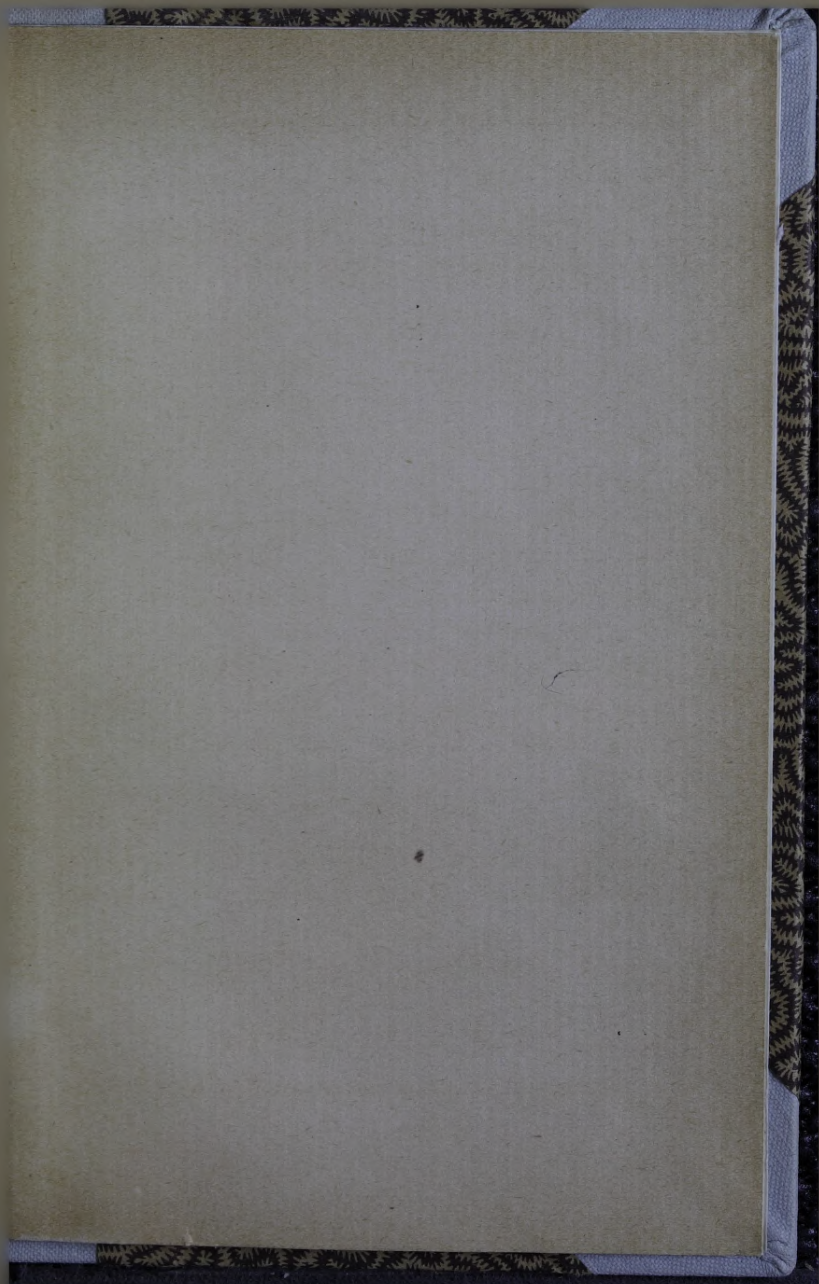
Die drei bekannten **Essaybücher Eulenberg's**
führt der Verlag **Bruno Cassirer** in Berlin W.

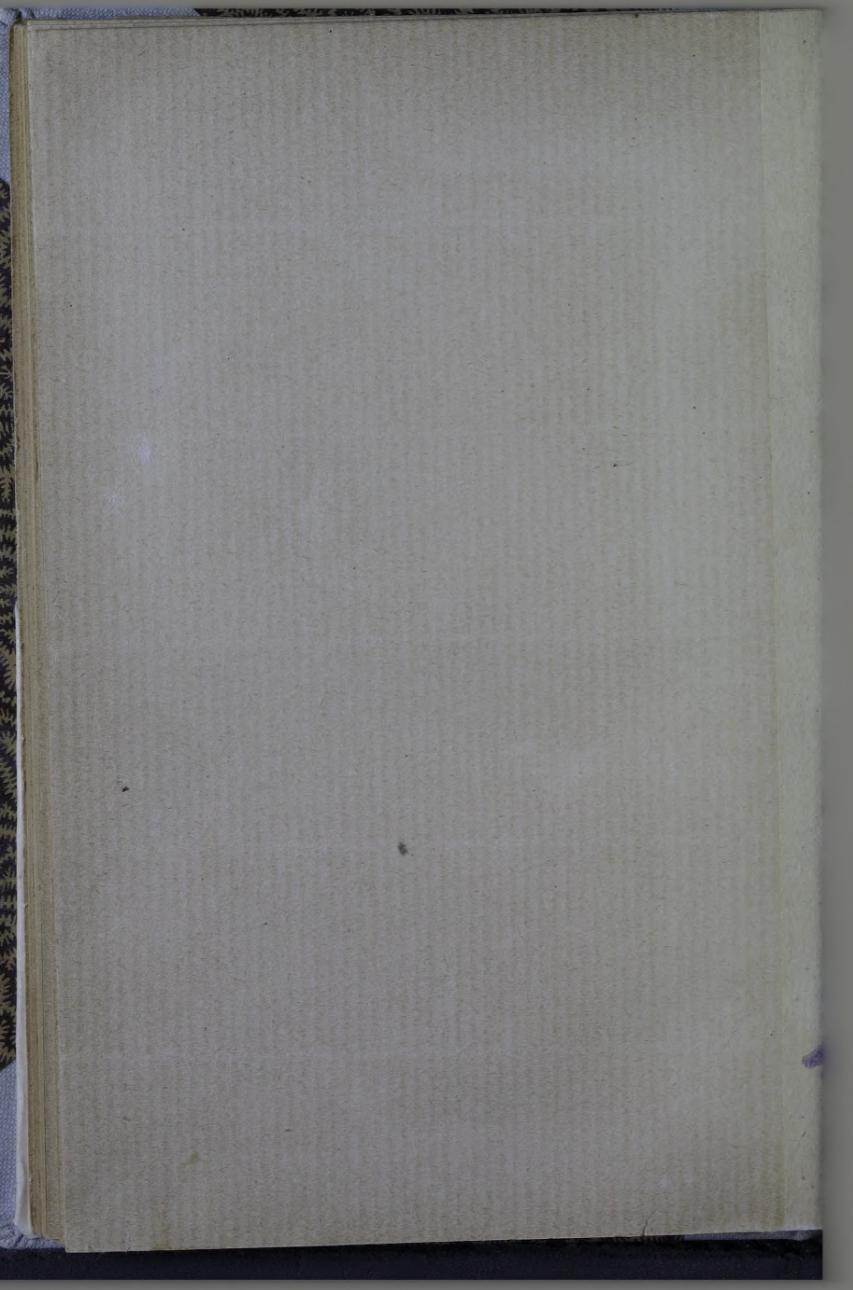
Es sind dies:

Schattenbilder, 28.—30. Auflage

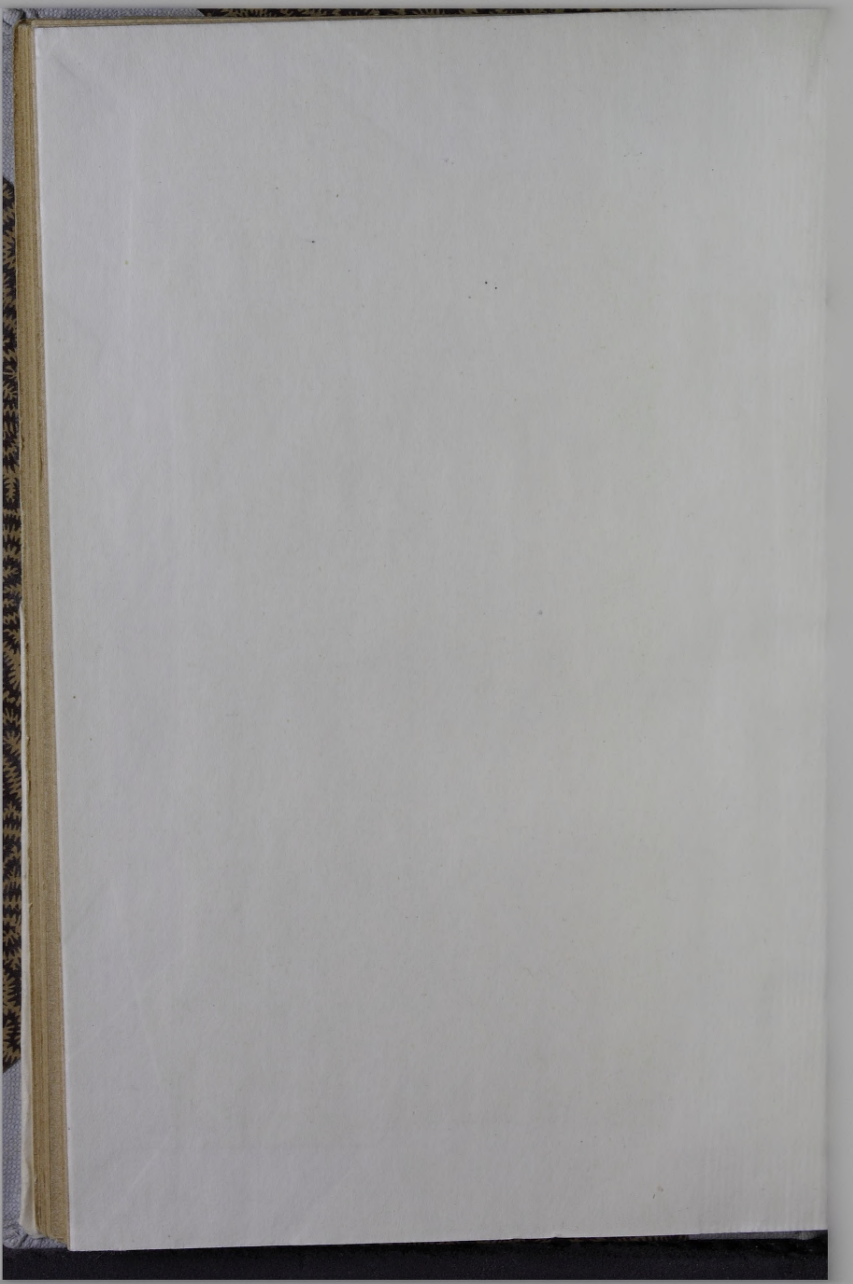
Neue Bilder, 15. Auflage

Letzte Bilder, 12—15. Auflage









LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0309081459